Der Wolfsführer.

Roman

von

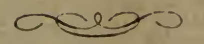
Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. Gottlob Fink.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1857.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

XII.

Wasmaßen eine Frau niemals beredter spricht, als wenn sie nicht spricht.

Während seines Selbstgesprächs überhörte Thibault einige Worte, welche Susanna ganz leise zu Herrn Jean sagte.

Er sah sie bloß wie ohnmächtig dem Baron in die Arme sinken.

Der Amtmann blieb vor der seltsamen Gruppe, die sein Wachsstock beleuchtete, stehen.

Da er sich mit seinem Gesicht Thibault gegenüber befand, so suchte dieser in der Physiognomie des Herrn Magloire zu lesen, was in seinem Innern vorging.

Aber das joviale Gesicht des Amtmanns war von der Natur so wenig zur Abspiegelung extremer Erregungen geschaffen, daß Thibault in der Miene des gutherzigen Eheherrn nichts Anderes als wohlwollendes Staunen zu erkennen vermochte.

Offenbar konnte auch Herr Jean seinerseits nichts Anderes darin lesen, denn mit einer Unbefangenheit, welche Thibault ganz wunderbar fand, rief er Herrn Magloire zu:

„Nun, Herr Amtmann, wie steht's heute Abend mit dem Fläschchen, alter Junge?"

„Ei wie! Ihr seid's, gnädiger Herr?" antwortete der Amtmann, indem er seine dicken Augen weit aufriß. „Bitte tausendmal um Entschuldigung! wenn ich mir hätte denken können, daß ich die Ehre haben würde, Euch hier zu treffen, so würde ich mir nicht erlaubt haben, in einem so unziemlichen Costüm zu erscheinen."

„Bah! bah! bah!"

„Doch, gnädiger Herr; erlaubt, daß ich ein wenig Toilette mache."

„Nur keine Umstände, lieber Freund," versetzte Herr Jean; „nach der Abendglocke muß man doch seine Freunde ohne Ceremoniell empfangen können. Und dann gibt es hier etwas Dringenderes zu thun, Gevatter."

„Was denn, gnädiger Herr?"

„Madame Magloire wieder zum Bewußtsein zu bringen, denn Ihr sehet ja, daß sie ohnmächtig in meinen Armen liegt."

„Ohnmächtig! Susanna ohnmächtig! O mein Gott!" rief das gute Männchen, indem es sein Licht aufs Kamin stellte; „wie ist denn dieses Unglück geschehen?"

„Wartet, wartet, Herr Magloire," sagte Herr Jean, „vor allen Dingen müssen wir Eure Frau recht bequem in einen Lehnstuhl legen; Nichts genirt die Frauen mehr als eine unbequeme Lage, wenn sie das Unglück haben, in Ohnmacht zu fallen."

„Ihr habt Recht, gnädiger Herr; wir wollen sie vor Allem in einen Lehnstuhl setzen. O Susanna!

Arme Susanna! wie mag ihr doch dieses Unglück widerfahren sein?"

„Jedenfalls, lieber Gevatter, werdet Ihr hoffentlich nichts Böses von mir denken, weil Ihr mich unter solchen Umständen und zu dieser Stunde in Eurem Hause findet."

„Das wird mir nie einfallen, gnädiger Herr," versetzte der Amtmann; „die Freundschaft, womit Ihr mich beehret, und die Tugend von Madame Magloire sind mir genügende Bürgschaften dafür, daß meine arme Wohnung, zu welcher Stunde es auch sein möge, durch einen Besuch von Euch nur geehrt werden kann."

„Ha! dreifacher Gimpel!" murmelte der Holzschuhmacher, „wenn ich nicht vielleicht im Gegentheil sagen soll: durchtriebener Kautz! Aber gleichviel, wir wollen sehen, wie Du Dich jetzt aus der Schlinge ziehst, gnädiger Herr Jean!"

„Nichtsdestoweniger," fuhr Herr Magloire fort, indem er ein Schnupftuch in Melissenwasser tauchte und seiner Frau die Schläfe damit einrieb, „möchte ich doch gerne erfahren, wie meiner guten Frau eine so heftige Erschütterung zustoßen konnte."

„O, die Sache ist ganz einfach, und ich will Euch Alles erzählen, Gevatter. Ich war auf dem Heimweg von einem Diner bei meinem Freund, dem Herrn von Vivières, begriffen, und als ich durch Erneville ritt, sah ich ein offenes Fenster und an demselben eine Frau, die mir angstvoll zuwinkte."

„O mein Gott!"

„Ja, so sagte ich auch, als ich sah, daß das Fenster zu Eurem Hause gehörte. O mein Gott!



sagte ich, sollte etwa die Frau meines lieben Amtmanns in Gefahr schweben und Hülfe bedürfen?"

„Ihr seid sehr gütig, gnädiger Herr," sagte der Amtmann ganz gerührt; „hoffentlich war es Nichts?"

„Im Gegentheil, Gevatter."

„Wie so?"

„Ihr werdet es gleich sehen."

„Gnädiger Herr, Ihr macht mich schaudern. Wie! meine Frau hatte Hülfe nöthig, und sie rief mich nicht?"

„Das war freilich ihr erster Gedanke gewesen, aber sie hatte ihm keine Folge gegeben, und gerade das beweist ihr außerordentliches Zartgefühl, denn sie fürchtete Euer kostbares Leben in Gefahr zu bringen, wenn sie Euch riefe."

„Potz Henker!" sagte der Amtmann erblassend, „sollte mein kostbares Leben, wie Ihr Euch auszudrücken die Güte habt, in Gefahr stehen?"

„Jetzt nicht mehr, weil i ch da bin."

„Aber was war denn vorgefallen, gnädiger Herr? Ich würde meine Frau darum fragen, aber Ihr sehet, daß sie mir noch nicht antworten könnte."

„Ei, kann ich Euch denn nicht statt ihrer antworten?"

„So antwortet, gnädiger Herr, da Ihr diese Güte habt; ich bin ganz Ohr."

Herr Jean nickte beifällig und fuhr fort:

„Ich sprengte also herbei, und da ich Madame Magloire ganz wirr vor Angst erblickte, so fragte ich sie: He, was gibt es denn? und was jagt Euch solchen Schrecken ein? — Ach, gnädiger Herr, antwortete sie mir, denkt Euch nur, mein Mann hat

vorgestern und heute einen Menschen empfangen, von dem ich das Allerschlimmste fürchte."

„Bah!"

„Einen Menschen, der sich unter dem Vorwand der Freundschaft bei meinem lieben Magloire eingeschlichen hat, und der mir den Hof macht."

„Sie hat Euch das gesagt?"

„Wort für Wort, Gevatter; überdies kann sie ja nicht hören, was wir sprechen. Nicht wahr?"

„Nein, da sie ohnmächtig ist."

„Nun denn, wenn sie wieder zum Bewußtsein gekommen ist, so fraget sie aus, und wenn sie Euch nicht Wort für Wort Alles wiederholt, was ich Euch sage, so haltet mich für einen Ungläubigen, für einen Sarazenen, einen Türken."

„O die Menschen! die Menschen!" murmelte der Amtmann.

„Ja, sie sind ein Otterngezüchte," fügte Herr Jean hinzu. „Soll ich fortfahren, Gevatter?"

„Ja natürlich!" sagte der kleine Mann, der über seinem lebhaften Interesse an der Erzählung des Herrn Jean die Unziemlichkeit seines Costüms gänzlich vergaß.

„Aber, Madame, sagte ich dann zu meiner Gevatterin, Madame Magloire, wie habt Ihr denn bemerkt, daß der Schlingel die Frechheit hatte, Euch zu lieben?"

„Ja," sagte der Amtmann, „wie konnte sie das bemerken? Ich hatte Nichts bemerkt."

„Ihr würdet es auch bemerkt haben, Gevatter, wenn Ihr unter den Tisch geschaut hättet; aber als

alter Gourmand konntet Ihr nicht zu gleicher Zeit auf und unter den Tisch sehen."

„Es ist auch wahr, gnädiger Herr, wir hatten ein ganz vortreffliches Souper. Denkt Euch nur Cotelettes von Frischlingen."

„Ei, ei," sagte Herr Jean, „jetzt wollt Ihr mir gar Euer Souper hersagen, statt meine Erzählung vollends anzuhören, wo es sich um Leben und Ehre Eurer Frau handelt."

„Ja, wahrhaftig, die arme Susanna! Gnädiger Herr, helfet mir doch ihre Hand aufbrechen, damit ich hinein tätscheln kann."

Herr Jean leistete dem Amtmann Hülfe und Beistand, und den vereinigten Kraftanstrengungen Beider gelang es, Madame Magloire zu zwingen, daß sie ihre Hand öffnete.

Der gute Alte, der jetzt ein wenig ruhiger war, begann mit seiner fleischigen Hand in die Hand seiner Frau zu tätscheln, während er dem weiteren Verlauf der ebenso interessanten als wahrhaftigen Erzählung des Herrn Jean lauschte.

„Wo war ich?" fragte der Erzähler.

„Gnädiger Herr, Ihr waret bei dem Augenblick, wo meine arme Susanna, die man mit Recht die keusche Susanna nennen kann . . ."

„O, Ihr könnt Euch dessen rühmen!" fiel Herr Jean ein.

„Das thue ich auch. Ihr waret bei dem Augenblick, wo meine arme Susanna bemerkte . . ."

„Ja, ja, daß Euer Gast, gleich dem Schäfer Paris, einen zweiten Menelaus aus Euch machen

wollte; da stand sie auf... Erinnert Ihr Euch, daß sie aufstand?"

„Nein, ich war vielleicht zu sehr ... zu sehr ... in Anspruch genommen."

„Ohne Zweifel! Da stand sie auf und bemerkte, es sei Zeit zum Schlafengehen."

„Ehrlich gestanden," sagte der Amtmann jubelnd, „die letzte Stunde, die ich schlagen hörte, war elf Uhr."

„Da stand man auf."

„Ich nicht, glaube ich," sagte der Amtmann.

„Nein, aber Madame Magloire und Euer Gast. Man zeigte ihm sein Zimmer, wohin Jungfer Perrine ihn führte, worauf Madame Magloire als zärtliche und getreue Ehegattin Euch in Euer Bett schaffte und dann auf ihr Zimmer ging."

„Liebes Suschen!" sagte der Amtmann breiweich.

„Hier, auf ihrem Zimmer, als sie ganz allein da war, bekam sie Angst; sie ging ans Fenster und öffnete es; der Wind drang herein und löschte ihr Licht aus. Ihr wisset, was Angst heißt, Gevatter?"

„Ja, ich bin sehr ängstlich," antwortete Herr Magloire naiv.

„Nun wohl, von diesem Augenblick an bemächtigte sich ihrer die Angst, und da sie Euch nicht zu wecken wagte, weil sie ein Unglück für Euch fürchtete, so rief sie den nächsten besten Ritter, der vorbeikam. Dieser Ritter war glücklicher Weise ich."

„Ein großes Glück, gnädiger Herr!"

„Nicht wahr? Ich jagte heran und gab mich zu erkennen. Gnädiger Herr, kommt herauf! sagte sie,

kommt um Gottes willen schnell herauf! Ich glaube, es ist ein Mann in meinem Zimmer."

„O, o!" sagte der Amtmann, „da müßt Ihr schöne Angst gehabt haben."

„Ganz und gar nicht! Um keine Zeit mit Läuten zu verlieren, befahl ich Munter, mein Pferd zu halten, stieg auf den Sattel, schwang mich von da auf den Balcon, und damit der im Zimmer versteckte Mann nicht entfliehen konnte, schloß ich das Fenster. In diesem Augenblick war es, daß Madame Magloire, als sie Eure Thüre aufgehen hörte, in Folge all' dieser Aufregungen zusammenbrach und ohnmächtig in meine Arme sank."

„Ach, gnädiger Herr," sagte der Amtmann, „welch eine schreckliche Geschichte!"

„Und merket Euch wohl, Gevatter, daß ich noch eher zu wenig als zu viel gesagt habe. Doch Ihr werdet ja sehen, was Madame Magloire Euch sagen wird, wenn sie wieder zum Bewußtsein kommt."

„Ei seht, gnädiger Herr, seht, sie rührt sich."

„Das ist gut! Verbrennet ihr jetzt eine Feder unter der Nase, Gevatter."

„Eine Feder?"

„Ja, das ist ein unfehlbares Krampfmittel; verbrennet ihr eine Feder unter der Nase, dann wird sie wieder zu sich kommen."

„Aber wo eine Feder finden?" fragte der Amtmann.

„Hier nehmt die von meinem Hut."

Und Herr Jean riß von der Straußenfeder, die seinen Hut schmückte, einige Fransen ab und gab sie Herrn Magloire, der sie am Licht verbrannte und seiner Frau den Rauch unter die Nase hielt.

Das Mittel erwahrte sich als unfehlbar, wie Herr Jean gesagt hatte.

Die Wirkung war rasch.

Madame Magloire nieſte.

„Ach!“ rief der Amtmann seelenvergnügt, „sie kommt wieder zu sich. Frau! liebe Frau! liebstes Weibchen!“

Madame Magloire stieß einen Seufzer aus.

„Gnädiger Herr! gnädiger Herr!“ rief der Amtmann, „sie ist gerettet!“

Madame Magloire schlug die Augen auf und sah mit wirrer Miene bald Herrn Jean, bald den Amtmann an; endlich aber fixirte sie ihren Sehstrahl auf Letzteren und sagte:

„Magloire! mein theurer Magloire! Ihr seid es also? O wie freue ich mich, Euch nach einem so bösen Traum wieder zu sehen!“

„Welch eine schlaue Hexe!“ murmelte Thibault. „Wenn ich auch bei den Weibern, denen ich nachlaufe, meine Zwecke nicht erreiche, so geben sie mir doch wenigstens sehr gute Lectionen auf den Weg.“

„Ach, meine holde Susanna,“ sagte der Amtmann, „es ist kein böser Traum, sondern eine abscheuliche Wirklichkeit, wie es scheint.“

„Ich erinnere mich in der That...“ sagte Madame Magloire.

Dann that sie, als ob sie Herrn Jean erst jetzt bemerkte, und fuhr fort:

„Ach, gnädiger Herr, ich hoffe doch, daß Ihr meinem Mann von all den Dummheiten, die ich Euch erzählte, Nichts gesagt habt.“

„Und warum das, werthe Dame?“ fragte Herr Jean.

„Weil eine ehrsame Frau sich selbst zu vertheidigen weiß und ihrem Manne nicht mit solchen Narrenpossen die Ohren voll schwatzt.“

„Im Gegentheil, Madame,“ versetzte Herr Jean, „ich habe meinem Gevatter Alles erzählt.“

„Wie! Ihr habt ihm gesagt, daß dieser Mensch mir während der ganzen Mahlzeit unter dem Tisch das Knie gedrückt hat?“

„Ja!“

„O der Elende!“ rief der Amtmann.

„Ihr habt ihm gesagt, daß ich, als ich mich bückte, um meine Serviette aufzuheben, statt meiner Serviette seine Hand bekam?“

„Ich habe meinem Gevatter Magloire Nichts verschwiegen.“

„O der Hallunke!“ rief der Amtmann.

„Ihr habt ihm gesagt, daß, als Herr Magloire bei Tisch eine Anwandlung von Schwäche bekam, so daß er die Augen schloß, sein Gast diesen Zeitpunkt benützte, um mich mit Gewalt zu küssen?“

„Ich habe geglaubt, daß ein Gatte dies alles erfahren müsse!“

„O der schuftige Kerl!“ rief der Amtmann.

„Endlich,“ vollendete die Dame, „habt Ihr ihm doch nicht gesagt, daß ich, als ich in mein Zimmer kam und der Wind mein Licht ausgeblasen hatte, an diesen Fenstervorhängen hier eine Bewegung wahrzunehmen glaubte, so daß ich Euch zu Hülfe rief, weil ich fürchtete, er möchte dahinter stecken?“

„Nein, das habe ich ihm nicht gesagt, aber ich wollte es ihm gerade sagen, als Ihr nießtet."

„O der Bramarbas!" heulte der Amtmann, indem er den auf einem Stuhl liegenden Degen des Herrn Jean ergriff, aus der Scheide zog und auf das von seiner Frau bezeichnete Fenster zulief, „warum steckt er nicht wirklich hinter diesen Vorhängen? Ich würde ihn spicken wie einen Hasenrücken."

Und er stieß in der That zwei oder dreimal in die Vorhänge.

Aber auf einmal fuhr er zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten.

Seine Haare sträubten sich unter der baumwollenen Nachtmütze, und die eheliche Kopfbedeckung wurde krampfhaft erschüttert.

Der Degen entglitt seiner zitternden Hand und fiel klirrend auf den Boden.

Er hatte Thibault hinter den Vorhängen bemerkt, und wie Hamlet den Polonius tödtet in der Meinung, den Mörder seines Vaters vor sich zu haben, so hatte er im festen Glauben, daß er ins Leere stoße, beinahe seinen Freund von vorgestern getödtet, der bereits Zeit gehabt hatte, ein undankbarer Freund zu sein.

Indessen war der Amtmann, da er mit der Degenspitze den Vorhang in die Höhe gehoben hatte, nicht der Einzige gewesen, der Thibault sah.

Die Dame und Herr Jean sahen ihn gleichfalls und stießen beide einen Schrei der Ueberraschung aus.

Sie hatten bei ihrer Erzählung nicht gewußt, daß sie so wahr sprachen.

Herr Jean hatte nicht bloß einen Mann erkannt, sondern er hatte auch Thibault erkannt.

„Gott verdamm' mich!" sagte er auf ihn zutretend, „ich täusche mich nicht, und dies ist mein alter Bekannter, der Mann mit dem Spieß."

„Wie so? der Mann mit dem Spieß?" fragte der Amtmann unter Zähneklappern, „ich hoffe jedenfalls, daß er seinen Spieß nicht bei sich hat."

Und er suchte eine Zuflucht hinter seiner Frau.

„Nein, nein, beruhigt Euch," sagte Herr Jean; „und wenn er seinen Spieß auch bei sich hätte, so würde ich ihn aus seinen Händen zu reißen wissen."

„Ha, Herr Wilderer," fuhr er dann gegen Thibault fort, „Ihr begnüget Euch nicht damit, die Rehe des Herrn Herzogs von Orleans im Wald von Villers-Coterets zu jagen, Ihr macht auch Ausflüge in die Ebene und jaget im Revier meines Gevatters, des Amtmanns Magloire!"

„Wie so, Wilderer?" fragte der Amtmann. „Ist denn Herr Thibault nicht ein ehrlicher Gutsbesitzer, der in seiner ländlichen Wohnung von dem Ertrag von hundert Morgen Landes lebt?"

„Er!" sagte Herr Jean unter lautem Lachen; „er hat Euch das weißgemacht, wie es scheint. O, der Schurke hat Gold auf der Zunge. Er ein Gutsbesitzer, dieser arme Schlucker! Meine Stallknechte tragen seine Besitzungen an ihren Füßen; er macht nämlich Holzschuhe."

Als Frau Susanna die Qualität Thibaults nennen hörte, schnitt sie eine wegwerfende Grimasse.

Herr Magloire trat einen Schritt zurück und erröthete.

Gleichwohl war das brave Männchen ganz und gar nicht stolz; nein, aber er haßte den Betrug.

Er schämte sich nicht, daß er mit einem Holzschuhmacher, sondern daß er mit einem Lügner und Verräther gezecht hatte.

Thibault hatte diese ganze Lawine von Beschimpfungen mit gekreuzten Armen und lächelnden Lippen über sich ergehen lassen.

Er war fest überzeugt, daß er, sobald er nur sprechen wollte, leicht seine Revanche nehmen könnte.

Er glaubte den Augenblick gekommen.

In frechem Tone, welcher bewies, daß er sich allmälig an die Unterhaltung mit Leuten höheren Standes gewöhnte, sagte er:

„Bei den Hörnern des Teufels, wie Ihr so eben sagtet, gnädiger Herr, wißt Ihr auch, daß Ihr ganz unbarmherzig herausschwatzet, und daß ich, wenn Jedermann das thun wollte, vielleicht nicht so verlegen wäre, als ich jetzt absichtlich aussehe?"

Herr Jean beantwortete diese für ihn selbst und die Amtmännin vollkommen verständliche Drohung damit, daß er den Holzschuhmacher mit zornvollen Blicken maß.

„O," sagte Madame Magloire etwas voreilig, „Ihr werdet sehen, daß er irgend eine Schändlichkeit gegen mich erdichten wird."

„Ihr könnt ruhig sein, Madame," sagte Thibault, der seine Seelenruhe wieder vollständig gewonnen hatte, „was Schändlichkeiten betrifft, so habt Ihr mir Nichts zu erdichten übrig gelassen."

„O der boshafte Mensch!" rief Frau Susanna, „Ihr seht's, ich täuschte mich nicht; er hat irgend

eine Verleumdung gegen mich ausgeheckt; er will sich rächen, weil ich seine Liebesblicke mit Verachtung abgewiesen habe; er will mich dafür strafen, daß ich meinem Manne Nichts von seiner Hofmacherei sagen wollte."

Während Frau Susanna so sprach, hatte Herr Jean seinen Degen aufgehoben und ging auf Thibault zu.

Aber der Amtmann warf sich zwischen Beide und hielt den Arm des Barons zurück.

Dies war ein Glück, denn Thibault wich keinen Schritt zurück, um dem Stoß auszuweichen, und ohne Zweifel wollte er der Gefahr, die ihm drohte, durch irgend einen schrecklichen Wunsch zuvorkommen.

Aber die Einschreitung des Amtmanns ersparte ihm die Nothwendigkeit des Wunsches.

„Beruhiget Euch, gnädiger Herr," sagte Magloire, „dieser Mensch ist unsern Zorn nicht werth. Seht, ich bin bloß ein schlichter Bürgersmann, und dennoch verachte ich sein Gerede, wie ich ihm auch den Mißbrauch verzeihe, den er von meiner Gastfreundschaft machen wollte."

Madame Magloire glaubte, dies sei der Moment, die Sachlage mit einigen Thränen anzufeuchten.

Sie schluchzte laut.

„Weine nicht, Frau," sagte der Amtmann mit seiner sanften und naiven Freundlichkeit, „was könnte dieser Mensch Euch zur Last legen, wenn er Euch je anklagen wollte? Etwa Untreue gegen mich? O mein Gott, wenn Ihr trotz meiner Leibesbeschaffenheit noch keine solche begangen habt, so muß ich Euch

Lob und Dank sagen für all die schönen Tage, die Ihr mir bereitet habt. Fürchtet also nicht, daß ich fürchte, und daß die Besorgniß vor einem eingebildeten Uebel meine Gesinnung ändern könnte. Wenn man gering und unansehnlich ist, so thut man am besten, seinen Rücken hinzuhalten und zu vertrauen; dann braucht man nur noch die schlechten und niederträchtigen Leute zu fürchten, und ich hege die glückliche Ueberzeugung, daß diese weniger zahlreich sind, als man glaubt. Und mag am Ende auch der Unglücksvogel zur Thüre oder zum Fenster hereinkommen, bei St. Gregor, dem Schutzpatron der Trinker, ich werde dann mit lauter lustigen Liedern und fröhlichem Gläsergeklirr einen solchen Lärm aufschlagen, daß er wieder da hinausgehen muß, wo er hereingekommen ist."

Frau Susanna hatte sich dem guten Männchen zu Füßen geworfen und küßte seine Hände.

Augenscheinlich hatte der melancholisch philosophische Vortrag des Amtmanns einen größeren Eindruck auf sie gemacht, als die Vorstellungen des beredtesten Predigers hätten thun können.

Alles schien gerührt, selbst Herr Jean.

Er wischte mit der Fingerspitze eine Thräne ab, die im Winkel seines Auges perlte.

Dann streckte er dem Amtmann seine Hand hin und sagte:

„Beim Herrn Belzebub, Ihr seid ein verständiger Mann und habt ein gutes Herz, Gevatter; es wäre sündhaft, Eure Stirne mit Kummer zu belasten; wenn ich also jemals einen schlechten Gedanken gegen Euch gehabt habe, so möge Gott ihn mir verzeihen.

Aber jedenfalls schwöre ich Euch, daß ich in Zukunft keinen solchen mehr haben will."

Während dieser Vertrag der Reue und Verzeihung unter den drei Nebenpersonen unserer Erzählung wieder vollkommene Harmonie herstellte, wurde die Stellung der vierten Person, d. h. der Hauptperson, immer reicher an Verlegenheiten.

Thibaults Herz schwoll von Wuth und Haß.

Ohne daß er selbst den Fortschritt bemerkte, wurde er aus einem neidischen Egoisten ein böser Mensch.

„Ich weiß nicht," rief er auf einmal, indem seine Augen Blitze sprühten, „ich weiß nicht, warum ich nicht diesem ganzen Spuck da mit Schrecken ein Ende mache."

Aus diesem Ausruf, der einer Drohung glich, und besonders aus dem Tone, womit er vorgebracht wurde, ersahen Herr Jean und Frau Susanna, daß irgend eine große, unbekannte, unerhörte Gefahr über ihren Häuptern schwebte.

Herr Jean war indeß nicht leicht einzuschüchtern.

Zum zweiten Mal schritt er mit seinem Degen in der Faust auf Thibault zu.

Zum zweiten Mal fiel ihm der Amtmann in den Arm.

„Herr Jean! Herr Jean!" murmelte Thibault, „das ist jetzt das zweite Mal, daß Du den Wunsch hast, mir Deinen Degen durch den Leib zu rennen, folglich bist Du in Gedanken schon zum zweiten Mal ein Mörder. Nimm Dich wohl in Acht, man sündigt nicht bloß durch die That."

„Tausend Teufel!" rief der Baron außer sich, „ich glaube fast, der Kerl will mir noch Moral lesen.

Gevatter, Ihr wolltet ihn so eben spicken wie einen Hasen; erlaubet mir jetzt, daß ich ihm einen einzigen Stich versetze, wie der Stierkämpfer seiner Bestie, und ich stehe Euch dafür, daß er sich nicht mehr vom Boden erheben wird."

„Aus Rücksicht auf Euren armen Diener, der Euch kniefällig bittet," sagte der Amtmann, „laßt ihn im Frieden ziehen, gnädiger Herr, und bedenket gnädigst, daß ihm als meinem Gast in meinem armen Hause kein Leid widerfahren darf."

„Meinetwegen," antwortete Herr Jean, „aber ich werde ihn schon wieder finden. Es gehen seit einiger Zeit schlimme Gerüchte über diesen Burschen, und das Wildern ist nicht das einzige Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt; man hat ihn in Begleitung von wunderbar zahmen Wölfen durch die Wälder ziehen gesehen; ich glaube, daß der Kerl nicht jede Sabbatnacht in seinem Hause schläft, und daß er häufiger, als es einem guten Katholiken zukommt, auf einem Besenstiel reitet; die Müllerin von Coyolles hat sich, erzählt man mir, über seine Zaubereien beklagt; es ist für jetzt schon gut, sprechen wir nicht mehr davon; ich werde seine Wohnung durchsuchen lassen, und wenn ich nicht Alles in Ordnung finde, so lasse ich diese Zauberhöhle zerstören, die ich in den Domänen des Herrn Herzogs von Orleans nicht länger dulden will. Jetzt mach Dich aus dem Staub, und zwar schnell!"

Die Erbitterung des Holzschuhmachers hatte während dieser drohenden Warnungspredigt des Herrn Jean ihren höchsten Gipfel erreicht.

Gleichwohl benützte er den Weg, der ihm geöffnet wurde, um das Zimmer zu verlassen.

Mit seiner Fähigkeit, im Finstern zu sehen, ging er geradewegs nach der Hausthüre, öffnete sie, und als er die Schwelle dieser Wohnung überschritt, wo er so süße Hoffnungen auf immer begraben zurückließ, schlug er die Thüre so heftig hinter sich zu, daß das ganze Haus zitterte.

Er mußte sich wirklich den ganzen nutzlosen Aufwand an Wünschen und Haaren, den er an diesem Abend gemacht hatte, vor Augen halten, um nicht zu verlangen, daß das Haus sammt allen darin befindlichen Personen in Flammen aufgehen solle.

Erst nach zehn Minuten bemerkte Thibault, was für Wetter es war.

Es regnete furchtbar.

Aber dieser Regen schien, obschon er eiskalt war, und gerade weil er das war, Thibault wohl zu thun.

Wie der gute Magloire in seiner Naivetät gesagt hatte, sein Kopf flammte.

Als Thibault vom Hause des Amtmanns herausgekommen war, hatte er sich aufs Gerathewohl ins Freie hinaus gestürzt.

Jeder Ort war ihm gleich lieb.

Er suchte nur offenen Raum, frische Luft und Bewegung.

Sein unsteter Lauf führte ihn zuerst ins Thal von Walue.

Aber er bemerkte selbst nicht, wo er war, bis er in der Ferne die Mühle von Coyolles erblickte.

Er schleuderte im Vorbeigehen einen stillen Fluch gegen die schöne Müllerin, lief wie rasend zwischen

Vauciennes und Coyolles durch, und als er eine große schwarze Masse vor sich erblickte, stürzte er sich hinein.

Diese schwarze Masse war der Wald.

Der Weg von Ham, der von Coyolles nach Preciamont führt, lag vor ihm.

Er schlug ihn aufs Gerathewohl ein.

XIII.

Eine Dorfhochzeit.

Kaum hatte Thibault fünfhundert Schritte im Wald gemacht, als er sich wieder mitten unter seinen Wölfen befand.

Er freute sich, sie wieder zu sehen.

Er ging langsamer.

Er rief sie.

Die Wölfe drängten sich um ihn.

Thibault liebkoste sie, wie ein Schäfer seine Lämmer, wie ein Rüdenknecht seine Hunde liebkost.

Dies war seine Heerde, dies war seine Meute.

Eine Heerde mit blitzenden Augen, eine Meute mit flammenden Blicken.

Ueber ihm, unter den dürren Zweigen umher hüpften oder flatterten die Nachteulen mit ihrem kläglichen Geheul und die Käuzchen mit ihrem melancholischen Gekrächze.

Und auf den Zweigen sah man, geflügelten Kohlen gleich, die Augen der Nachtvögel funkeln.

Thibault schien der Mittelpunkt eines höllischen Kreises zu sein.

Wenn die Wölfe sich liebkosend zu seinen Füßen niederlegten, so schienen sich auch die Eulen und Käuze zu ihm angezogen zu fühlen.

Die Eulen streiften seine Haare mit den Spitzen ihrer geräuschlosen Flügel.

Die Käuze setzten sich auf seine Schultern.

„Ah! ah!" murmelte Thibault, „ich bin also doch nicht mit der ganzen Schöpfung verfeindet; wenn die Menschen mich verabscheuen, so lieben mich die Thiere."

Thibault vergaß, welchen Rang diese Thiere, die ihn liebten, in der Kette der geschaffenen Wesen einnahmen.

Er dachte nicht mehr daran, daß diese Thiere, die ihn liebten, die Thiere waren, welche den Menschen hassen, und die der Mensch verflucht.

Er überlegte nicht, daß diese Thiere ihn liebten, weil er unter den Menschen dasselbe geworden war, was sie unter den Thieren waren:

Ein Geschöpf der Nacht;

Ein Räuber.

Mit Hülfe all dieser Thiere zusammen konnte Thibault nicht das mindeste Gute thun.

Dagegen konnte er viel Böses thun.

Thibault freute sich über das Böse, was er thun konnte.

Er war noch eine Stunde von seiner Hütte entfernt.

Er fühlte sich müde.

Er wußte in der Nähe eine große hohle Eiche; er orientirte sich und ging nach diesem Baume zu.

Er hätte jedoch den Weg nicht gefunden ohne seine Wölfe, die seine Gedanken zu durchschauen und zu errathen schienen, was er suchte. Während die Eulen und Käuze von Zweig zu Zweig hüpften, gleichsam um ihm zu leuchten, trotteten die Wölfe vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen.

Der Baum war zwanzig Schritte von der Straße ab.

Es war, wie wir gesagt haben, eine alte Eiche, die nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten zählte.

Die Bäume, die zehn, zwanzig, dreißig Menschenleben währen, zählen nicht, wie die Menschen, nach Tagen und Nächten, sondern nach Jahreszeiten.

Der Herbst ist ihre Abenddämmerung, der Winter ist ihre Nacht.

Der Frühling ist ihr Morgenroth, der Sommer ihr Tag.

Der Mensch beneidet den Baum, die Eintagsfliege beneidet den Menschen.

Den Stamm der alten Eiche hätten kaum vierzig Männer mit ihren Armen umspannt.

Die Höhlung, welche die Zeit hineingegraben hatte, indem sie mit ihrer Sichel täglich ein Stückchen Holz abhieb, war so groß wie ein gewöhnliches Zimmer.

Gleichwohl war der Eingang kaum weit genug für einen Mann.

Thibault schlüpfte hinein.

Er fand mitten in den Stamm eine Art von Sitz eingehauen, setzte sich darauf so bequem und behaglich, wie in einem Lehnstuhl à la Voltaire, wünschte seinen Wölfen und Eulen gute Nacht, schloß seine



Augen und schlief ein oder schien wenigstens einzuschlafen.

Die Wölfe lagerten sich im Kreis um den Baum herum.

Die Eulen und Käuze setzten sich auf die Zweige.

Mit diesen zu ihren Füßen verbreiteten und auf ihren Zweigen zerstreuten Lichtern glich die Eiche einer großen, für irgend ein höllisches Fest illuminirten Eibe.

Es war heller Tag, als Thibault erwachte.

Die Wölfe waren längst nach ihren Höhlen, die Eulen und Käuze nach ihren Ruinen zurückgekehrt.

Vom gestrigen Regen war keine Spur mehr vorhanden.

Ein Sonnenstrahl, einer jener noch blassen Strahlen, in denen man aber gleichwohl schon Vorboten des Frühlings erkennt, glitt zwischen den entlaubten Baumzweigen durch und beglänzte, wenn auch kein Jahresgrün, das noch fehlte, so doch des Ginsters düsteres Immergrün.

Man hörte in der Ferne Musik.

Allmälig aber kam sie näher, und man konnte deutlich erkennen, daß das Concert mit zwei Geigen und einer Hoboe aufgeführt wurde.

Thibault glaubte Anfangs zu träumen.

Aber da es heller Tag war und er sich im Vollgenuß seiner geistigen Fähigkeiten befand, so mußte er bald begreifen, daß er vollkommen wach war, zumal da, nachdem er sich die Augen gehörig ausgerieben hatte, um sich der Wahrheit zu versichern, die ländlichen Töne, die er vernommen, vollkommen deutlich an sein Ohr gelangten.

Sie näherten sich ihm rasch.

Ein Vogel beantwortete das menschliche Concert mit dem Concert Gottes.

Allerdings glänzte eine Blume, ein Schneeglöckchen, gleich einem Stern am Fuße des Busches, wo der Vogel sang.

Der Himmel war blau wie an einem Apriltag.

Was wollte doch dieses Frühlingsfest mitten im Winter bedeuten?

Der Gesang des Vogels, der diesen ungehofften Tag begrüßte, der Glanz dieser Blume, die ihre Krone schillern ließ, um der Sonne für den freundlichen Besuch zu danken, dieses festliche Getöne, das dem unglücklichen Verdammten bewies, daß die Menschen sich mit der übrigen Natur vereinigten, um glücklich zu sein unter dem blauen Himmelsdach, dieser ganze Blumenstrauß von Freude, diese ganze Garbe von Glück machte Thibault nur noch übellaunischer, statt ihn zu ruhigeren Gesinnungen zurückzuführen.

Er hätte die ganze Welt düster und schwarz sehen mögen, wie seine eigene Seele war.

Er wollte Anfangs vor dem ländlichen Concert, das immer näher kam, fliehen.

Aber es schien ihm, als wären seine Füße durch eine Macht, die stärker war als sein Wille, auf den Boden festgenagelt.

Er vertiefte sich also wieder in seiner hohlen Eiche und wartete.

Man hörte lautes Gejauchze und lustige Lieder zwischen der Musik der Geigen und der Hoboe durchtönen.

Von Zeit zu Zeit krachte ein Flintenschuß oder ging eine Sprengbüchse los.

Thibault begriff, daß all dieses fröhliche Gelärme eine Dorfhochzeit verkündete.

In der That sah er hundert Schritte von sich, am äußersten Ende der langen Straße von Ham, einen Zug von festlich gekleideten Leuten herankommen, mit langen Bändern von allen Farben, die bei den Frauenzimmern in ihren Gürteln, bei den Mannspersonen auf ihren Hüten und in ihren Knopflöchern prangten.

Voraus gingen die Spielleute;

Dann einige Bauern und unter ihnen Leute in einer Livree, welche Thibault als die des Herrn Jean erkannte;

Sodann Engoulevent, der Rüdenknechtslehrling, der eine alte blinde Frau, die wie die andern bebändert war, am Arm führte;

Sodann der Haushofmeister des Schlosses Vez, der wahrscheinlich den Vater des kleinen Hundejungen vertrat und die Braut am Arm hatte.

Auf diese Braut heftete Thibault vergebens seine wirren Augen.

Er wollte sie lange nicht erkennen.

Endlich aber, als sie ihm auf dreißig oder vierzig Schritte nahe kam, mußte er sie erkennen.

Diese Braut war Agnelette.

Agnelette!

Und was Thibault am meisten demüthigte, was seinem Hochmuth vollends den Boden ausschlug, Agnelette mußte nicht, bleich und zitternd, mit Gewalt zum Altar geschleppt werden, sie schien keinem

Bedauern, keiner schmerzlichen Erinnerung Raum zu geben, sondern sie war freudvoll, wie der Vogel, der sang, wie das Schneeglöckchen, das blühte, wie der Sonnenstrahl, der schimmerte; sie war ganz stolz auf ihr Kränzchen von Orangeblüthe, auf ihren Tüllschleier, auf ihr Mousselinkleid; sie war ganz weiß und lächelte holdselig, wie die Mutter Gottes in der Kirche von Villers-Coterets, wenn man ihr am Pfingsttag ihr schönes weißes Kleid anlegt.

Ohne Zweifel verdankte sie all diesen Luxus der Burgdame von Vez, der Frau des Herrn Jean, die, was Almosen und Wohlthätigkeit betraf, eine wahre Heilige war.

Was Agnelette so vergnügt machte und ihrem Gesicht ein so holdseliges Lächeln gab, das war keine übergroße Liebe zu ihrem künftigen Manne, sondern das Bewußtsein, das gefunden zu haben, was sie so heiß ersehnte, was Thibault ihr versprochen, aber schändlicher Weise nicht gegeben hatte, eine Stütze für ihre alte, blinde Großmutter.

Die Musikanten, das Brautpaar, die Brautführer und Brautjungfern kamen zwanzig Schritte von Thibault auf der Straße vorbei, ohne diesen flammenhaarigen Kopf, diese blitzenden Augen zu sehen, die aus der Höhlung seines Baumes hervorschauten.

Thibault hatte sie durch den Hochwald einherkommen gesehen und sah sie jetzt wieder im Hochwald verschwinden.

Er hatte das Getöne der Geigen und der Hoboe allmälig stärker werden gehört, jetzt hörte er es allmälig verklingen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde war der Wald wieder öde geworden.

Thibault war mit seinem singenden Vogel, seiner blühenden Blume, seinem schimmernden Sonnenstrahl zurückgeblieben.

Nur hatte sich in seinem Herzen eine neue Hölle entzündet, die schrecklichste von allen, diejenige, deren Schlangen das Herz mit den spitzesten Zähnen zerfleischen und ihm das ätzendste Gift einträufeln: die Hölle der Eifersucht.

Als er Agnelette so frisch, so liebreizend, so naiv vergnügt wiedersah, und zwar in dem Augenblick, wo sie für immer einem Andern gehören sollte, da bildete sich Thibault, der seit drei Monaten nicht mehr an sie gedacht, der niemals im Sinn gehabt hatte, ihr sein Versprechen zu halten, Thibault bildete sich ein, daß er nie aufgehört habe, sie zu lieben.

Ihm war, als sei Agnelette durch einen Eid an ihn gebunden, als raube Engoulevent ihm seinen Schatz.

Es fehlte nicht viel, so wäre er aus seinem Versteck hervorgesprungen, um dem Mädchen ihren Verrath vorzuhalten.

Die ihm entgehende Agnelette hatte so eben in seinen Augen Tugenden und Vorzüge erworben, an die er gar nicht gedacht hatte, als er nur ein Wort zu sagen brauchte, um sie zu besitzen.

Nach all den Täuschungen, die er erfahren hatte, auch noch das zu verlieren, was er als einen ganz sichern Schatz betrachtete, zu welchem er immer noch rechtzeitig zurückkommen könnte, weil Niemand daran

denken würde, ihn darum zu beneiden, das erschien ihm als ein letzter und zermalmender Schicksalsschlag.

Seine Verzweiflung war stumm, aber darum nur um so düsterer und tiefer.

Er zerbiß seine Fäuste, er zerschlug sich den Kopf an den Wänden des Baumes, ja er weinte sogar und schluchzte.

Aber diese Thränen und Wehklagen gehören nicht zu denjenigen, die das Herz rühren und dadurch häufig den Uebergang von einem schlechten zu einem guten Gefühl vermitteln; nein, sie wurden mehr durch Zorn und Wuth als durch Bedauern hervorgerufen und konnten den Haß nicht aus Thibaults Seele bannen.

Es war ihm, als ob zu gleicher Zeit, wo die eine Hälfte der Thränen sich nach außen ergoß, die andere Hälfte nach innen flöße und gleich Galletropfen auf sein Herz zurückfiele.

Er log sich vor, daß er Agnelette anbete.

Er erhob Wehklagen, daß er sie verloren.

Allein die Zärtlichkeit des Wüthenden hätte sich sehr gerne darein gefunden, Agnelette sammt ihrem Bräutigam am Fuße des Altars, wo der Priester sie eben vereinen sollte, todt niederstürzen zu sehen.

Glücklicher Weise gestattete Gott, welcher den beiden Leutchen andere Prüfungen zudachte, nicht, daß der unheilvolle Wunsch bei Thibault förmlich zur Reife kam.

Unsere Brautleute befanden sich also in derselben Lage, wie ein Mensch, der in einem Gewitter das Donnergetöse hört und die Blitze um sich her züngeln

sieht, aber das Glück hat von dem tödtlichen Fluidum nicht getroffen zu werden.

Bald schämte sich Thibault seiner Thränen und Seufzer.

Er drängte die einen in seine Augen, die andern in seine Brust zurück.

Er verließ sein Nachtlager mit wüstem Kopf und lief wie besessen nach seiner Hütte.

Der angestrengte Lauf that ihm wohl.

Er machte in weniger als einer Viertelstunde eine halbe Meile.

Endlich erkannte er die Umgebungen seiner Hütte.

Er trat hinein, wie ein Tiger in seine Höhle tritt, er schloß die Thüre hinter sich und kauerte sich im dunkelsten Winkel des armseligen Häuschens nieder.

Die Ellbogen auf die Kniee, das Kinn auf die Handgelenke gestemmt, begann er jetzt nachzusinnen.

Welcher Art waren die Betrachtungen des verzweifelten Gesellen?

Fraget Milton, welche Gedanken Satan nach seinem Fall hatte.

Er dachte an jene Träume, welche von jeher seinen Geist verwirrt, welche so viele Menschen vor ihm in Verzweiflung gestürzt hatten und so viele nach ihm der Verzweiflung preisgeben sollten.

Warum werden die Einen schwach geboren und die Andern mächtig?

Warum solche Ungleichheit in einer Sache, die in allen Schichten der Gesellschaft so gleichförmig vor sich geht, wie die Geburt?

Wie läßt sich dieses Spiel der Natur verbessern,

bei welchem der Zufall ewig gegen den Menschen hält?

Natürlich, hatte er gedacht, wenn man es macht wie die gewandten Spieler, wenn man den Teufel auf seine Seite bringt.

Wenn man betrügt.

Er hatte dies auch gethan.

Aber was hatte ihm sein Betrügen genützt?

So oft er ein schönes Spiel gehabt, so oft er sich des Gewinns sicher geglaubt, hatte immer der Teufel gewonnen.

Welchen Vortheil hatte ihm diese unselige Macht, Böses zu thun, die er ihm eingeräumt hatte, eingetragen?

Ganz und gar keinen.

Agnelette war ihm entgangen.

Die Müllerin hatte ihn aus dem Hause gejagt.

Die Amtmännin hatte ihn verhöhnt.

Sein erster Wunsch hatte dem armen Markotte den Tod gebracht, aber ihm selbst nicht einmal einen Schlegel von jenem Damhirsch eingetragen, nach welchem er sich so sehr gesehnt, und der den Ausgangspunkt seiner getäuschten Wünsche gebildet hatte.

Er hatte diesen Damhirsch den Hunden des Herrn Jean überlassen müssen, um sie in Betreff des schwarzen Wolfes auf eine falsche Fährte zu leiten.

Und dann hatten sich diese Teufelshaare ganz schrecklich vermehrt.

Es ging damit wie mit der Forderung jenes Gelehrten, der ein Getreidekorn multiplicirt mit den vierundsechzig Feldern des Schachbretts verlangt hatte;

es waren zehntausend gesegnete Erntejahre nöthig, um das letzte Feld zu füllen.

Wie viele Wünsche blieben ihm denn noch übrig? Höchstens sieben oder acht.

Er wagte sich nicht mehr anzusehen.

Er wagte es ebenso wenig, in die Quelle zu blicken, die an einem Baum im Walde rieselte, als in den Spiegel, der an seiner Wand hing.

Er fürchtete sich selbst allzu getreue Rechenschaft über die Dauer seiner Macht abzulegen.

Er wollte lieber in der Nacht bleiben, als die furchtbare Morgenröthe sehen, die jenseits dieser Nacht aufgehen sollte.

Gleichwohl mußte es ein Mittel geben, die Sache so zu berechnen, daß der Schaden eines Andern ihm selbst irgend einen Vortheil brachte.

Er meinte, wenn er eine wissenschaftliche Erziehung genossen hätte, statt ein armer Holzschuhmacher zu sein, der kaum lesen und rechnen konnte, so würde er in der Wissenschaft Combinationen gefunden haben, die ihm unfehlbar zu Reichthum und Glück verholfen hätten.

Armer Thor!

Wäre er gelehrt gewesen, so hätte er die Sage vom Doctor Faust gekannt.

Wohin hatte diesen die Allmacht geführt, welche Mephistopheles ihm, dem Träumer, dem Denker, dem ausgezeichneten Gelehrten, eingeräumt hatte?

Zur Ermordung Valentins.

Zum Selbstmord Gretchens.

Zur Verfolgung eines Schattenbildes in der Gestalt Helenens.

Uebrigens konnte er ja Nichts überlegen, Nichts berechnen in dem Augenblick, wo die Eifersucht an seinem Herzen nagte; wo Agnelette, in schneeweißem Kleide, am Fuß des Altars einem Andern ewige Treue gelobte.

Und wem gelobte sie ihre Treue?

Diesem elenden kleinen Engoulevent, der ihn auf seinem Baum entdeckt und im Gebüsch den Spieß gefunden hatte, welcher ihm die Riemenhiebe von Markotte's Hand eintrug.

O wenn er das gewußt hätte!

Wie würde er gewünscht haben, daß das Unglück ihm widerführe, statt Markotte!

Was war die physische Qual, welche er durch die Riemenhiebe ausgestanden hatte, gegen die moralische Qual, die er jetzt erlitt!

Hätte er sich nicht durch ehrgeizige Wünsche verlocken lassen, die ihn wie mit Geiersflügeln über seine Sphäre hinaushoben, während er als geschickter Handwerker sechs Franken täglich verdienen konnte, welches Glück würde ihm nicht dann an der Seite eines holden Weibchens wie Agnelette geblüht haben?

Denn offenbar hatte Agnelette ihn zuerst geliebt.

Vielleicht liebte sie ihn sogar noch jetzt, im Augenblick, wo sie einen Andern heirathete.

Unter solchen Betrachtungen floß Thibaults Zeit dahin.

Die Nacht kam.

So bescheiden die Vermögensumstände der Brautleute, so eng begrenzt die Wünsche der Bauern sein mochten, die ihnen das Geleite gaben, so war doch

klar, daß zu dieser Stunde die Bauern und die Brautleute fröhlich mit einander schmausten.

Er dagegen war allein und traurig.

Er hatte Niemand, um ihm sein Mahl zu bereiten.

Was hatte er im ganzen Hause zu essen und zu trinken?

Brod!

Wasser!

Und dann die Einsamkeit, statt jenes Himmelssegens, den man eine Schwester, eine Freundin, ein Weib nennt!

Aber warum sollte er nicht ebenfalls nach Herzenslust schmausen?

Hatte er nicht den Erlös vom letzten Wildpret, das er an den Wirth zur goldenen Kugel verkauft hatte, noch in der Tasche?

Konnte er nicht ganz allein so viel verbrauchen, als die Brautleute und alle ihre Gäste zusammen?

Er brauchte nur zu wollen.

„Ha, wahrhaftig," sagte er, „ich bin doch gar zu einfältig, daß ich mich im Kopf von der Eifersucht, im Magen vom Hunger quälen lasse, während ich mich binnen einer Stunde durch ein tüchtiges Mittagessen und zwei oder drei gute Flaschen Wein in einen Zustand versetzen kann, wo ich an alles das gar nicht mehr denke. Fort! ich muß essen, und ganz besonders trinken!"

Und wirklich schlug er, um ein gutes Mahl einzunehmen, den Weg nach Ferté-Milon ein, allwo der Wirth zum goldenen Delphin eine Küche führte, an der sich, versicherte man, der Haushof-

meister Sr. durchlauchtigen Hoheit des Herrn Herzogs von Orleans nicht zu schämen hatte.

XIV.

Der Herr von Vauparfond.

Sobald Thibault im goldenen Delphin ankam, bestellte er das beste Essen, das er zu erdenken vermochte.

Er konnte sich ganz leicht in einem besondern Cabinet bedienen lassen, aber dann würde er seinen eigenen Triumph nicht genossen haben.

Die große Menge der Gäste mußte ihm zusehen, wie er sich sein mit Körnern aufgefüttertes Huhn, seine feine Aalmatelotte à la marinière zu Gemüthe führte.

Die andern Trinker mußten diesen Mann beneiden, der sich drei verschiedene Weine in drei Gläser von verschiedenen Größen eingoß.

Man mußte seinen hochmüthigen Ton beim Bestellen und den Silberklang seiner Pistolen hören.

Beim ersten Befehl, den er ertheilte, drehte sich ein Graurock, der im dunkelsten Winkel des Saales eine halbe Flasche Wein trank, um, wie man sich beim Ton einer bekannten Stimme umzudrehen pflegt.

Dieser Mann war in der That ein Kamerad Thibaults.

Ein Wirthshauskamerad, versteht sich.

Thibault hatte sich eine Menge solcher Kameraden erworben, seit er, statt bei Tag Holzschuhe zu machen, bei Nacht den Wolfsführer machte.

Als der Graurock ihn bemerkte, drehte er sich rasch gegen die Wand um.

Aber Thibault hatte bereits Zeit gehabt, ihn als Herrn August François Levasseur, Kammerdiener des gnädigen Herrn Raoul von Vauparfond, zu erkennen.

„He, François!“ rief Thibault, „was machst Du da in Deinem Schmollwinkel, wie ein Mönch in der Fastenzeit, anstatt anständig und ungenirt zu speisen, wie ich es vor aller Welt thue?“

François gab keine Antwort, sondern winkte Thibault nur mit der Hand, daß er schweigen solle.

„Ich soll schweigen? ich soll schweigen?“ sagte Thibault. „Und wenn es mir nun nicht gefällt zu schweigen? Wenn ich sprechen will? wenn es mich langweilt ganz allein zu essen? wenn es mir beliebt zu Dir zu sagen: Freund François, da komm her, ich lade Dich zum Essen ein. Du kommst nicht? Nein? Nun wahrhaftig, dann will ich Dich holen!“

Thibault stand auf, ging unter den Blicken sämmtlicher Gäste durch den Saal und versetzte seinem Freund François einen derben Schlag auf die Schulter.

„Thu wie wenn Du Dich getäuscht hättest, Thibault, sonst komme ich um meinen Platz. Siehst Du nicht, daß ich heut keine Livree, sondern meinen mauerfarbigen Ueberrock anhabe? Ich bin wegen einer Liebesgeschichte meines Herrn hier und erwarte ein Liebesbriefchen, das ich ihm bringen soll.“

„Dann ist es etwas Anderes, und ich bitte Dich sehr um Verzeihung wegen meiner Zudringlichkeit. Ich hätte übrigens gerne mit Dir diniren mögen.“

„Nichts einfacher als das. Laß Dir in einem Privatcabinet serviren, so will ich unserem Wirth sagen, wenn ein anderer Grauer wie ich komme, so solle er ihn heraufschicken. Wir Freunde haben kein Geheimniß vor einander."

„Gut!" meinte Thibault, rief den Wirth und ließ sich sein Essen auf den ersten Stock bringen, in ein Zimmer, das auf die Straße sah.

François setzte sich so, daß er denjenigen, den er erwartete, in der Ferne den Berg von Ferté-Milon herabkommen sah.

Das Essen, das Thibault für sich allein bestellt hatte, reichte vollkommen für zwei Gäste aus.

Er brauchte bloß einige Flaschen mehr zu bestellen.

Thibault hatte nur zwei Lectionen bei Herrn Magloire genommen, aber er hatte sie gut genommen, und sie hatten bei ihm angeschlagen.

Sagen wir auch, daß Thibault Etwas zu vergessen hatte, und daß er sich die Fähigkeit zu diesem Vergessen von dem Weine versprach.

Thibault hielt es also für ein großes Glück, einen Freund getroffen zu haben, mit dem er plaudern konnte.

In der Gemüths- und Geistesverfassung, worin Thibault sich gerade befand, wird man vom Reden ebenso leicht betrunken wie vom Trinken.

Sie hatten sich also kaum gesetzt, hatten kaum die Thüre zugemacht, und kaum hatte Thibault seinen Hut tief in den Kopf gedrückt, damit François den Farbenwechsel eines Theils seiner Haare nicht bemerken sollte, so leitete Thibault ein Gespräch ein,

indem er kühn den Stier bei den Hörnern anfaßte.

„Nun wohlan, Freund François,“ sagte er, „erkläre mir doch einmal, was ein Theil Deiner Worte besagen wollte, den ich nicht verstanden habe.“

„Das ist kein Wunder,“ meinte François, indem er sich geckenhaft auf seine Stuhllehne zurückwarf; „wir Lakaien vornehmer Herrn reden die Sprache des Hofs, und diese Sprache versteht freilich nicht Jedermann.“

„Nein, aber wenn Du Dich erklärst, so kann man Dich verstehen.“

„Allerdings. Frage, und ich werde Dir antworten.“

„Ich hoffe das um so mehr, als ich mich verpflichte, Deine Antworten zu befeuchten, damit sie leichter herauskommen. Fürs Erste, was ist ein Grauer? Ich hatte bisher geglaubt, das sei ganz einfach ein Esel.“

„Du bist selbst ein Esel, Freund Thibault,“ sagte François, lachend über die Unwissenheit des Holzschuhmachers; „nein, ein Grauer ist ein Livreediener, dem man für den Augenblick einen grauen Rock anzieht, damit die Livree nicht erkannt wird, während er hinter einer Säule oder in einer Thürvertiefung Schildwache steht.“

„Also stehst Du in diesem Augenblicke Schildwache, mein armer François! Und wer soll Dich ablösen?“

„Champagne, der Bediente der Gräfin von Montgobert.“

„Gut! ich begreife. Dein Herr, der Herr von

Vauparfond, ist verliebt in die Gräfin von Montgobert, Du erwartest hier einen Brief von der Dame, welchen Champagne Dir bringen soll."

„Optime! wie der Professor des jüngeren Bruders von Herrn Raoul zu sagen pflegt."

„Er ist ein glücklicher Bursche, der Herr Raoul."

„O ja," sagte François sich in die Brust werfend.

„Beim Henker, die Gräfin ist ein herrliches Weib."

„Du kennst sie?"

„Ich habe sie mit dem Herrn Herzog von Orleans und mit Frau von Montesson auf der Jagd gesehen. Auf die Gesundheit des Herrn Raoul!"

Im Augenblick, wo François sein Glas wieder auf den Tisch stellte, that er einen Ausruf.

Er hatte so eben Champagne bemerkt.

Man öffnete das Fenster und rief den dritten Kameraden herein.

Champagne begriff mit der schnellen Auffassung eines Lakaien aus gutem Hause und kam herauf.

Er hatte, wie sein Kamerad, einen mauerfarbigen Rock an.

Er brachte den Brief.

„Nun," fragte François seinen Collegen, indem er ihm den Brief der Gräfin von Montgobert abnahm, „gibt es heute Abend ein Rendez-vous?"

„Ja," antwortete Champagne lustig.

„Um so besser," versetzte François in demselben Tone.

Diese Gemeinsamkeit des Glückes zwischen den Lakaien und dem Herrn erregte Thibaults Verwunderung.

„Macht das Glück eurer Herrschaften euch so lustig?“ fragte er François.

„Das nicht gerade, aber wenn der Herr Baron Raoul von Vauparsond beschäftigt ist, so bin ich frei.“

„Ja, und Du benützest Deine Freiheit gut?“

„Das will ich meinen,“ sagte François mit Selbstgefühl, „man hat auch seine Eroberungen, wenn man gleich nur Kammerdiener ist, und man weiß seine Zeit schon anzuwenden.“

„Und Ihr, Champagne?“

„Ich,“ antwortete der neue Ankömmling, indem er den flüssigen Rubin seines Weines gegen das Licht hielt, „ich hoffe die meinige auch nicht zu verlieren.“

„Ei nun, so erzählt von Euern Liebschaften,“ sagte Thibault, „da doch Jedermann seine Liebschaften hat.“

„Erzählet Ihr zuerst von den Euern!“ antworteten die beiden Lakaien.

„O,“ sagte der Holzschuhmacher mit einem Ausdruck tiefen Hasses gegen das ganze Menschengeschlecht, „ich bin der einzige Mensch, der Niemand liebt und von Niemand geliebt wird.“

Die beiden Männer betrachteten Thibault mit einer gewissen Verwunderung.

„O, o!“ sagte François, „sollte es denn wahr sein, was man sich ganz leise von Euch erzählt?“

„Von mir?“

„Ja von Euch,“ sagte Champagne.

„Man sagt also in Montgobert dasselbe wie in Vauparsond?“

Champagne nickte bejahend.

„Nun," fragte Thibault, „was sagt man denn?"

„Daß Ihr ein Währwolf seid," antwortete François.

Thibault lachte laut auf.

„Warum nicht gar?" sagte er. „Habe ich denn einen Schwanz? habe ich Klauen? habe ich eine Wolfsschnauze?"

„Nun ja," versetzte Champagne, „wir sagen ja bloß, was man von Euch spricht; wir sagen nicht, daß es wahr sei."

„Jedenfalls," sagte Thibault, „müßt ihr gestehen, daß die Währwölfe gute Weine haben."

„Das ist wahr," antworteten die beiden Lakaien.

„Trinken wir jetzt die Gesundheit des Teufels, der diese Weine gibt, meine Herrn!"

Die beiden Männer, die ihre Gläser schon aufgehoben hatten, stellten sie auf den Tisch zurück.

„Nun?" fragte Thibault.

„Suchet Euch einen Andern, der Euch auf diese Gesundheit Bescheid thue," erklärte François; „ich thue es nicht."

„Ich auch nicht," sagte Champagne.

„Meinetwegen," versetzte Thibault; „dann trinke ich die drei Gläser ganz allein."

Und er trank wirklich alle drei aus.

„Freund Thibault," sagte der Lakai des Barons, „wir müssen jetzt scheiden."

„Warum schon so früh?" fragte Thibault.

„Mein Herr erwartet mich. — Hast Du den Brief, Champagne?"

„Hier ist er."

„So wollen wir denn von unserem Freund

Thibault Abschied nehmen und unsererseits unsern Geschäften oder Vergnügungen nachgehen, Thibault aber bei seinen Vergnügungen oder Geschäften lassen."

Und so sprechend blinzelte François seinem Kameraden zu, der ihm mit einem ähnlichen Augenzwinkern antwortete.

„He!" sagte Thibault, „wir werden uns doch nicht trennen, ohne noch einen Schluck gethan zu haben."

„Jedenfalls nicht aus diesen Gläsern da," erklärte François, auf diejenigen deutend, worin Thibault den Feind des Menschengeschlechts hatte leben lassen.

„Ihr thut sehr zimperlich; ihr könnt ja den Sakristan rufen und sie mit Weihwasser ausspülen lassen."

„Nein, aber um einem Freund keinen Korb zu geben, wollen wir den Kellner rufen und andere Gläser verlangen."

„Dann," sagte Thibault, der den Wein zu spüren anfing, „sind diese also zu Nichts mehr gut, als daß man sie zum Fenster hinauswirft. So geh denn zum Teufel!"

Das erste Glas, das unter dieser Adresse fortgeschleudert wurde, beschrieb in der Luft eine Flammenfurche, welche erlosch, wie ein Blitz erlischt.

Thibault ergriff das zweite.

Dieses entflammte sich und erlosch ganz auf dieselbe Weise.

Dann kam das dritte.

Dieses wurde von einem heftigen Donnerschlag begleitet.

Thibault schloß das Fenster und nahm seinen

Platz wieder ein, indem er sich besann, wie er seinen beiden Kameraden dieses Wunder erklären sollte.

Aber seine beiden Kameraden waren verschwunden.

„O die Hasenfüße!“ murmelte Thibault.

Dann suchte er auf dem Tisch nach einem Trinkglas.

Es war keines mehr da.

„Auch gut,“ sagte er, „die Verlegenheit ist nicht groß; man kann auch aus der Flasche trinken.“

Gesagt, gethan. Thibault vollendete sein Mahl, indem er aus der Flasche trank, was gerade nicht dazu beitrug, seine bereits etwas schwankende Vernunft wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Um neun Uhr rief Thibault den Wirth, bezahlte und ging.

Er war über die ganze Menschheit erzürnt.

Die Idee, welcher er hatte entfliehen wollen, ließ ihn nicht mehr los.

Agnelette ging mit jedem Augenblick unwiederbringlicher für ihn verloren.

Also hatte Jedermann ein Wesen, das ihn liebte, ein Weib oder eine Geliebte.

Dieser Tag, der für ihn ein Tag der Wuth und Verzweiflung war, sollte für andere Leute ein Tag der Freude und des Glückes sein.

Jedermann, Herr Raoul, selbst François und Champagne, zwei erbärmliche Lakaien, Jedermann folgte in dieser Stunde dem leuchtenden Stern des Glückes.

Er allein stolperte in der Nacht dahin.

Er war also unwiderruflich verflucht.

Aber wenn er verflucht war, so kamen ihm noch

die Vergnügungen der Verfluchten zu, und auf diese glaubte er ein gegründetes Recht zu haben.

Während Thibault solche Betrachtungen in seinem Haupte wälzte, dazwischenhinein laute Gotteslästerungen ausstieß und sogar drohend die Faust gegen den Himmel ballte, ging er auf dem Hauptweg durch den Wald, der gerade nach seiner Hütte führte, und war nur noch hundert Schritte davon entfernt, als er Pferdegalopp hinter sich vernahm.

„Ah! ah!" sagte Thibault, „da kommt der gnädige Herr von Vauparfond, der sich zu seinem Rendez-vous begibt. Ich müßte doch lachen, Herr Raoul, wenn der Herr von Montgobert Euch überraschte. Das ginge nicht so glatt ab, wie bei Herrn Magloire; da würde es auf beiden Seiten Degenstiche absetzen."

Während er sich ganz vergnüglich ausmalte, was wohl geschehen würde, wenn der Graf von Montgobert den Baron von Vauparfond überraschte, ging er mitten im Weg weiter und trat vermuthlich nicht schnell genug auf die Seite, denn der Reiter, der sich durch einen Bauernkerl den Platz versperrt sah, versetzte ihm einen furchtbaren Peitschenhieb und schrie ihn an:

„Mach doch Platz, Du Lümmel, oder ich zermalme Dich."

Thibault, dessen Rausch noch nicht ganz verdunstet war, spürte zu gleicher Zeit den Peitschenhieb, den Stoß vom Pferde und die Kälte des Pfützenwassers, worin er sich wälzte.

Der Reiter galoppirte weiter.

Wüthend erhob sich Thibault auf ein Knie, und

indem er hinter dem fliehenden Schatten her seine Faust ballte, rief er:

„Kann ich denn ins Teufels Namen nicht auch ein einziges Mal, statt immer und ewig der Holzschuhmacher Thibault zu bleiben, vierundzwanzig Stunden lang ein vornehmer Herr sein, wie Ihr, Herr Raoul von Vauparfond, um ein gutes Pferd zu haben, statt zu Fuß zu gehen, um die Bauern durchzuprügeln, die mir in den Weg laufen, und mit den schönen Damen zu liebeln, die ihre Männer hintergehen, wie die Frau Gräfin von Montgobert thut?“

Kaum hatte Thibault diesen Wunsch vollendet, als das Pferd des Barons Raoul stetig wurde und seinen Reiter zehn Schritte weit über sich hinauswarf.

XV.

Ein Kammerzöfchen.

Als Thibault sah, welches Unglück dem jungen Herrn zugestoßen war, dessen allzu leichtfertige Hand ihn vor einigen Secunden mit einem Peitschenhieb bedacht hatte, wovon ihm die Haut noch schauderte, da raffte er sich voll Vergnügen auf und eilte hin, um zu sehen, in welchem Zustand sich Herr Raoul von Vauparfond befand.

Ein regungsloser Körper lag quer über den Weg ausgestreckt, und daneben schnaubte das Pferd.

Aber was Thibault höchst seltsam fand, der auf

dem Weg liegende Körper schien ihm nicht mehr derselbe zu sein, der vor fünf Minuten an ihm vorübergeritten war und ihm einen so heftigen Peitschenhieb versetzt hatte.

Fürs Erste war der Körper nicht mehr als Edelmann, sondern als Bauer gekleidet.

Dann schien es Thibault, als habe Herr Raoul just dieselben Kleider an, die er selbst, Thibault, noch vor einigen Augenblicken getragen hatte.

Thibaults Ueberraschung wurde immer größer und stieg bis zu gänzlicher Verblüfftheit, als er bemerkte, daß dieser träge und scheinbar gänzlich empfindungslose Körper nicht bloß seine (Thibaults) Kleider, sondern auch sein Gesicht hatte.

In seinem Staunen blickte er natürlich von diesem zweiten Thibault auf sich selbst zurück und bemerkte jetzt eine ganz auffallende Veränderung in seinem Costüm.

Statt seiner Schuhe und Gamaschen trug er elegante Stiefel à la Française, die bis an die Kniee reichten, geschmeidig wie seidene Strümpfe, über der Fußbiege in Falten gelegt und mit feinen silbernen Sporen geschmückt waren.

Seine Beinkleider waren, statt von geripptem Sammt, vom schönsten Damhirschleder, das man je sehen konnte, und schloßen mittelst eines Kniebandes und goldener Schnällchen.

Sein olivenfarbiger grober Tuchrock hatte einem eleganten Jagdrock mit goldenen Litzen Platz gemacht, der sich über einer feinen weißen Piquéweste öffnete, und zwischen dessen Kragen auf einem kunstreich ge-

fältelten Hemd die bauschigen Wogen einer batistenen Halsbinde spielten.

Auch sein pfannenartiger Hut hatte sich in einen zierlichen Dreispitz mit ähnlichen Borten, wie auf dem Frack, verwandelt.

Statt seines langen Kampfstockes, den er so eben noch, halb als Stütze, halb als Wehr, in der Hand getragen, schüttelte er jetzt eine leichte Reitgerte, an deren Gezische er ein aristokratisches Wohlgefallen fand.

Endlich war seine feine Taille von einem Gürtel umschlossen, woran ein langes Jagdmesser, halb gerader Säbel, halb Degen, hing.

Thibault war hocherfreut, sich in einem so reizenden Costüm zu fühlen, und was war natürlicher, als daß er in einer Anwandlung von Koketterie den sehnlichen Wunsch hegte, zu sehen, wie dieses Costüm ihm zu Gesicht stände?

Aber wo konnte er sich inmitten dieser pechschwarzen Nacht betrachten?

Er schaute um sich und sah, daß er kaum zehn Schritte von seiner Hütte entfernt war.

„Ha beim Strahl!“ sagte er, „es gibt ja gar nichts Einfacheres. Habe ich nicht meinen Spiegel?“

Und Thibault eilte auf seine Hütte zu, um sich, ein zweiter Narciß, recht behaglich an seiner eigenen Schönheit zu weiden.

Aber die Thüre war geschlossen.

Er suchte den Schlüssel, aber vergebens.

Er hatte in seinen Taschen Nichts als eine wohlgespickte Börse, ein Confectbüchschen mit Ambra-

kügelchen, und ein Federmesserchen mit einem Griff von Perlmutter und Gold.

Was konnte er doch mit seinem Hausschlüssel gemacht haben?

Eine lichtvolle Idee fuhr ihm durch den Kopf, nämlich daß sein Schlüssel wohl in der Tasche des andern Thibault sein könnte, der noch auf dem Wege lag.

Er kehrte zu ihm zurück, durchsuchte die Hosentasche und fand auf den ersten Griff den Schlüssel unter einigen Soustücken.

Er nahm das plumpe Instrument mit den Fingerspitzen und öffnete die Thüre.

Nur war es in der Hütte noch dunkler als außen.

Thibault tappte nach seinem Feuerzeug und schlug Feuer.

Nach einigen Secunden brannte ein Lichtstümpchen, das er in eine leere Flasche steckte.

Aber der Anzünder konnte diese Operation nicht vollbringen, ohne mit seinen Fingern das Talglicht zu berühren.

„Pfui Teufel!" sagte er, „was diese Bauern für Schweinehunde sind! Wie ists nur möglich, in solchem Unflath zu leben!"

Das Licht war angezündet, das war die Hauptsache.

Thibault nahm seinen Spiegel von der Wand herab, hielt ihn ans Licht und betrachtete sich.

Aber kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, so stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus.

Er war es nicht, oder vielmehr, es war noch

immer sein Geist, aber es war nicht mehr sein Leib.

Der Leib, in welchen sein Geist gefahren, war der Leib eines schönen jungen Mannes von fünf bis sechsundzwanzig Jahren, mit blauen Augen, frischen, rosigen Wangen, purpurnen Lippen und weißen Zähnen.

Kurz, es war der Leib des Barons Raoul von Vauparfond.

Thibault erinnerte sich jetzt des Wunsches, welchen er in seinem Zorn über den Peitschenhieb und den Tritt vom Pferde ausgesprochen hatte.

Er hatte sich gewünscht, auf vierundzwanzig Stunden der Baron von Vauparfond zu sein, während dieser für die gleiche Zeit Thibault sein sollte.

Dies erklärte ihm, was er auf den ersten Blick nicht begriffen hatte, nämlich daß der ohnmächtige Körper, der auf dem Wege lag, *seine* Kleider trug und mit *seinem* Gesicht geschmückt war.

„Zum Henker!“ sagte er, „da müssen wir doch Acht geben: ich scheine zwar hier zu sein, aber ich bin in Wirklichkeit nicht hier, sondern dort. Sorgen wir, daß mir während der vierundzwanzig Stunden, wo ich die Unvorsichtigkeit begehe, mich zu verlassen, kein Unglück widerfahre, das nicht wieder gut zu machen wäre. Kommt, kommt, sträubet Euch nicht so lange, Herr von Vauparfond; tragen wir den armen Thibault ins Haus hinein und legen wir ihn weich auf sein Bett!“

Und obschon Herr von Vauparfond mit seiner aristokratischen Gesinnung sehr wenig Lust zu dieser kleinen Arbeit bezeugte, nahm Thibault sich munter

in seine Arme und trug sich vom Weg hinweg auf sein Bett.

Als er nun gut auf dem Bette lag, blies Thibault seine Lampe aus, damit seinem zweiten Ich in seiner Ohnmacht kein Unglück widerfahre; sodann verschloß er die Thüre sorgfältig und verbarg den Schlüssel in einem hohlen Baum, in welchen er ihn gewöhnlich legte, wenn er ihn nicht bei sich tragen wollte.

Hierauf nahm er sein Pferd beim Zaum und schwang sich hinauf.

Der erste Augenblick war nicht ohne große Bangigkeit.

Thibault war, da er seine Reisen weit mehr zu Fuß als zu Pferd gemacht hatte, kein Meister der Reitkunst.

Er fürchtete deßhalb, er möchte inmitten der Bewegungen, die sein Pferd ausführen würde, seinen Schwerpunkt nicht mit der größten Sicherheit behaupten können.

Aber es schien, daß er mit Raouls Leib zugleich seine physischen Eigenschaften geerbt hatte, denn als das Pferd, ein intelligentes Thier, die augenblickliche Ungeschicklichkeit seines Reiters hatte benützen wollen, um ihn aus dem Sattel zu werfen, da nahm Thibault instinktmäßig die Zügel zusammen, drückte die Kniee ein, stieß ihm die Sporen in den Leib und maß ihm zwei oder drei Peitschenhiebe auf, die es alsbald wieder zur Ordnung brachten.

Thibault war, ohne daran zu denken, ein trefflicher Reiter geworden.

Dieser Sieg, den er so eben über sein Pferd

errungen hatte, verhalf ihm auch zu einiger Klarheit über seine Doppelperson.

Für den Augenblick war er von Kopf zu Fuß der Baron Raoul von Vauparfond.

Im Geist war er Thibault geblieben.

Es war klar, daß im Leib des ohnmächtigen Thibault, der in seiner Hütte lag, der Geist des jungen Edelmanns schlief, der ihm seinen Leib lieh.

Aber diese Eintheilung, die seinen Geist in den Leib des Barons und den Geist des Barons in den Leib Thibaults versetzte, verschaffte ihm noch keinerlei Gewißheit über das, was er zu thun hatte.

Er wußte wohl, daß er in Folge eines Briefes der Gräfin nach Montgobert ritt.

Aber was sagte dieser Brief?

Zu welcher Stunde wurde er erwartet?

Wie sollte er ins Schloß gelangen?

Ueber alle diese Punkte befand er sich in gänzlicher Unwissenheit und mußte also ins Klare zu kommen suchen.

Jetzt kam ihm eine Idee.

Ohne allen Zweifel hatte er den Brief der Gräfin an Raoul bei sich.

Er befühlte sich von allen Seiten und spürte wirklich in der Seitentasche seines Rockes Etwas, das die Form des gesuchten Gegenstandes zu haben schien.

Er hielt sein Pferd an.

Er stöberte in seiner Tasche und brachte ein parfümirtes, mit weißem Atlaß gefüttertes, ledernes Brieftäschchen zum Vorschein.

In einer Seite desselben befanden sich mehrere Briefe, in der andern ein einziger.

Dieser letztere sollte ihn wahrscheinlich über das unterrichten, was er nicht wußte.

Es handelte sich nur darum, ihn zu lesen.

Thibault war blos drei bis vierhundert Schritte vom Dorf Fleury entfernt.

Er setzte sein Pferd in Galopp, in der Hoffnung, noch in irgend einem Hause Licht zu finden.

Aber im Dorf geht man früh zu Bette, und zwar legte man sich in jener Zeit noch früher als heut zu Tage.

Thibault ritt von einem Ende der Straße zum andern, ohne ein einziges Licht zu sehen.

Endlich meinte er im Stall eines Wirthshauses einiges Geräusch zu hören.

Er rief.

Ein Knecht kam mit einer Laterne.

„Mein Freund," sagte Thibault zu ihm, denn er hatte vergessen, daß er im Augenblick ein vornehmer Herr war, „wolltet Ihr so gut sein und mir einen Augenblick leuchten? Es wäre mir ein großer Gefallen."

„So, deßhalb jagt Ihr mich aus meinem Bette?" antwortete der Stallknecht grob; „nun, Ihr seid doch wenigstens höflich."

Damit kehrte er Thibault den Rücken und schickte sich an wieder hineinzugehen.

Thibault sah, daß er auf falscher Fährte war.

„He, Lümmel!" rief er mit gesteigerter Stimme, „halte Deine Laterne her und leuchte mir, oder Du bekommst fünfundzwanzig von meiner Reitpeitsche."

„O, bitte um Entschuldigung, gnädiger Herr,"

sagte der Stallknecht, „ich wußte nicht, mit wem ich sprach.“

Und er stellte sich auf die Zehen, um seine Laterne in die nöthige Höhe zu halten.

Thibault öffnete den Brief und las:

„Mein lieber Raoul,

„Augenscheinlich hat Frau Venus uns unter ihren Schutz gestellt. Ich weiß nicht, welche große Jagd morgen bei Thury stattfinden soll, aber das weiß ich, daß er heute Abend weggeht.

„Reitet um neun Uhr ab, damit Ihr um halb elf hier seid.

„Kommet an der bewußten Stelle herein, wo die bewußte Person Euch erwarten und an den bewußten Ort führen wird.

„Bei Eurem letzten Besuch hat es mir, ohne Vorwurf, geschienen, als ob Ihr Euch sehr lange in den Gängen aufgehalten hättet.

„Jane.“

„Ah! Teufel!“ sagte Thibault.

„Ihr beliebet, gnädiger Herr?“ fragte der Stallknecht.

„Nichts, Lümmel, außer daß ich Deiner nicht mehr bedarf, und daß Du abtreten kannst.“

„Glückliche Reise, gnädiger Herr!“ sagte der Stallknecht, indem er sich bis zur Erde verneigte.

Und er ging in seinen Stall zurück.

„Teufel!“ wiederholte Thibault, „der Brief macht mich nicht viel klüger; nur scheint es, daß wir unter

dem Schutz der Frau Venus stehen, daß er heute Abend nach Thury geht, daß die Gräfin von Montgobert mich um halb elf erwartet, und daß sie mit ihrem Taufnamen Jane heißt.

„Im Uebrigen werde ich an der bewußten Stelle hereinkommen;

„Ich werde von der bewußten Person empfangen werden;

„Und diese wird mich an den bewußten Ort führen."

Thibault kratzte sich hinter dem Ohr, was bekanntlich die gewöhnliche Geberde von Leuten ist, die sich in einer großen Verlegenheit befinden.

Er hatte Lust, den Geist des Herrn von Vauparfond zu wecken, der auf seinem Bett in Thibaults Leibe schlief.

Aber damit wäre nicht blos viel Zeit verloren gegangen, sondern dieses äußerste Mittel hatte auch noch andere bedenkliche Seiten.

Der Geist des Barons Raoul konnte, wenn er seinen Körper so nahe sah, vom Verlangen nach augenblicklicher Rückkehr in denselben ergriffen werden, und daraus konnte ein Streit entstehen, in welchem Thibault sich nur auf die Gefahr hin, sich selbst ein großes Leid anzuthun, vertheidigen konnte.

Er mußte auf ein anderes Mittel denken.

Thibault hatte häufig den Scharfsinn der Thiere rühmen gehört und in seinem ländlichen Leben zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, ihren Instinct zu bewundern.

Er beschloß, sich auf den Instinct seines Pferdes zu verlassen.

Er führte es auf seinen Weg zurück, drehte es gegen Montgobert zu und überließ ihm die Zügel.

Das Pferd begann zu galoppiren.

Es hatte offenbar begriffen.

Thibault bekümmerte sich um Nichts mehr; alles Uebrige war Sache seines Pferdes.

An der Ecke der Gartenmauer machte das Pferd Halt, aber nicht als ob es über den einzuschlagenden Weg Bedenken gehabt hätte, sondern es spitzte die Ohren und schien unruhig.

Thibault seinerseits hatte zwei Schatten zu sehen geglaubt, aber es schienen auch wirklich blos Schatten zu sein, denn obschon er sich in seinen Steigbügeln aufrichtete, um größer zu werden, und seine Blicke rings umher schweifen ließ, so sah er doch schlechterdings Nichts.

Er dachte, es seien Wilddiebe, die sich in den Park schleichen und ihm selbst ins Handwerk pfuschen wollten.

Sobald ihm Niemand den Weg streitig machte, brauchte er blos seinem Pferd wieder seinen freien Willen zu lassen.

Das that er denn auch, indem er ihm von Neuem die Zügel überließ.

Das Pferd lief in starkem Trab an der Parkmauer entlang, und zwar auf dem Ackerfeld und ohne alles Gewieher, wie wenn das kluge Thier geahnt hätte, daß es durchaus kein, oder vielmehr nur so wenig als möglich Geräusch machen durfte.

So lief es an einer ganzen Seite der Parkmauer hin, bog dann um und blieb vor einer kleinen Lücke stehen.

„Gut!" sagte Thibault, „ohne Zweifel müssen wir hier hereingehen."

Das Pferd beroch die Lücke und scharrte mit seinem Huf auf dem Boden.

Das hieß kategorisch antworten.

Thibault überließ ihm den Zügel, und inmitten der Steine, die unter seinen Füßen rollten, kletterte das Thier über die Lücke hinein.

Pferd und Reiter waren im Park.

Eine der drei Verlegenheiten war bereits glücklich abgethan.

Thibault war an der bewußten Stelle hereingekommen.

Blieb noch die bewußte Person zu finden.

Er verließ sich auch in dieser Beziehung auf sein Pferd.

Nach Verfluß von fünf Minuten blieb das Pferd hundert Schritte vom Schloß vor einem jener aus Thon und berindetem Holz errichteten Hüttchen stehen, die man in einen Park stellt, um einer Landschaft das zu geben, was man in der Kunstsprache der Maler ein Gebäude nennt.

Beim Getöne der Rosseshufe hatte sich die Thüre halb geöffnet, und das Pferd blieb vor dieser Thüre stehen.

Eine hübsche Zofe kam heraus.

„Seid Ihr's, Herr Raoul?" sagte sie leise.

„Ja, mein Kind, ich bin's," antwortete Thibault, indem er abstieg.

„Die gnädige Frau war sehr in Angst, dieser Trunkenbold von Champagne möchte Euch ihren Brief nicht zugestellt haben."

„Sie brauchte sich nicht zu bekümmern; Champagne hat Alles aufs Pünktlichste ausgerichtet.“

„Laßt jetzt Euer Pferd hier und kommt.“

„Aber wer wird es besorgen?“

„Wer es gewöhnlich besorgt, Meister Carmesin.“

„Ah richtig,“ sagte Thibault, wie wenn ihm diese Details aufs Genaueste bekannt wären, „Carmesin wird es besorgen.“

„Ei so kommt doch!“ wiederholte die Zofe, „wir müssen uns sputen, sonst könnte die gnädige Frau wieder sagen, wir haben uns in den Gängen aufgehalten.“

Und bei diesen Worten, welche Thibault an eine Phrase in dem Brief an Raoul erinnerten, lachte die Zofe und zeigte perlweiße Zähne.

Thibault hatte diesmal große Lust, sich aufzuhalten, aber nicht in den Gängen, sondern im Park.

Aber die Zofe hielt einen Fuß in der Schwebe und ihr Ohr gegen den Wind.

„Was gibt es da?“ fragte Thibault.

„Es scheint mir, als hätte ich einen Zweig unter einem Fuße krachen gehört.“

„Nun,“ sagte Thibault, „das ist gewiß Carmesin.“

„Ein neuer Grund, recht brav zu sein, Herr Raoul; wenigstens hier.“

„Ich begreife nicht.“

„Ihr wisset ja doch, daß Carmesin mein Bräutigam ist.“

„Ach ja, richtig! aber so oft ich mit Dir allein bin, mein liebes Röschen, denke ich nicht mehr daran.“

„Ei, jetzt soll ich auf einmal Röschen heißen! Herr Baron, ich habe noch nie einen vergeßlicheren Mann gefunden, als Ihr seid."

„Ich nenne Dich Röschen, mein schönes Kind, weil die Rose die Königin der Blumen ist, gerade wie Du die Königin aller Zofen bist."

„Wahrhaftig, Herr Baron," sagte das Mädchen, „ich habe Euch immer geistreich gefunden, aber heute Abend finde ich Euch noch geistreicher als sonst."

Thibault warf sich in die Brust.

Es war dies ein an den Baron adressirter und von dem Holzschuhmacher entsiegelter Brief.

„Ob wohl Deine Gebieterin auch dieser Ansicht ist?" fragte er.

„O," sagte die Zofe, „bei vornehmen Damen ist es immer leicht, als der geistreichste Mensch von der Welt zu gelten: man braucht blos gar Nichts zu sprechen."

„Gut," antwortete Thibault, „ich will an das Recept denken."

„Bst!" sagte die Zofe, „sehet, die Frau Gräfin steht dort hinter dem Vorhang in ihrem Toilettezimmer. Ihr müßt ganz sittsam hinter mir her gehen."

In der That kamen sie jetzt an einen leeren Raum, der sich zwischen dem Gehölz und der Freitreppe des Schlosses befand.

Thibault ging auf die Freitreppe zu.

„Ei, ei," sagte die Zofe, indem sie ihn beim Arm festhielt, „was macht Ihr denn, Unglücklicher?"

„Was ich mache? Offen gestanden, Suschen, ich weiß es selbst nicht."

„Nicht übel! Jetzt heiße ich auf einmal Suschen!

Der Herr Baron will mich, wie es scheint, mit den Namen aller seiner Liebchen beehren. Aber kommt doch hieher! Wollt Ihr denn durch die großen Zimmer gehen? Pfui! das ist gut für den Herrn Grafen."

Und die Zofe zog Thibault wirklich durch eine kleine Thüre, zu deren rechter Seite man eine Wendeltreppe fand.

Mitten auf der Treppe umschlang Thibault die Hüfte der Zofe, die geschmeidig war wie eine Schlange.

„Sind wir noch nicht in den Gängen?" fragte er, indem er mit seinen Lippen die Wangen des schönen Mädchens suchte.

„Noch nicht," antwortete sie, „aber das macht Nichts."

„Meiner Treu, liebes Mariechen, wenn ich heute Abend Thibault hieße statt Raoul, so ginge ich mit Dir in die Mansarden hinauf, statt in der Beletage zu bleiben."

Man hörte das Knarren einer Thüre, die sich öffnete.

„Schnell, schnell, Herr Baron!" sagte die Zofe; „die gnädige Frau wird ungeduldig."

Und Thibault hinter sich her ziehend, erreichte sie den Gang, öffnete eine Thüre, stieß Thibault in ein Zimmer und verschloß die Thüre hinter ihm, im festen Glauben, sie hinter dem Baron Raoul von Vauparfond, dem vergeßlichsten Menschen von der Welt, wie sie sagte, verschlossen zu haben.

XVI.

Der Graf von Montgobert.

Thibault befand sich im Zimmer der Gräfin.

Hatte schon die Pracht der Möbel, welche der Amtmann Magloire sich in der Geräthekammer des Herrn Herzogs von Orleans ausgesucht, Thibaults höchste Bewunderung erregt, so wurde er durch die Frische, Harmonie und Eleganz, welche im Zimmer der Gräfin waltete, zu trunkenem Entzücken hingerissen.

Niemals hatte der arme Sohn des Waldes etwas Aehnliches gesehen, selbst in seinen Träumen nicht.

Man kann nicht von Dingen träumen, von denen man nie eine Ahnung gehabt hat.

Die beiden Fenster dieses Zimmers waren von doppelten Vorhängen verdeckt.

Die ersten waren von weißem Tafft und mit Spitzen besetzt.

Die zweiten waren von hellblauem chinesischem Atlaß und hatten Silberblumen eingestickt.

Das Bett und der Putztisch waren mit demselben Stoff überhangen wie die Fenster, und überflossen von Spitzen aus Valenciennes.

Die Wandtapeten bestanden aus sehr hellem Rosatafft, und darüber hing, bauschig und breitfaltig, ein indischer Mousseline, der so fein war wie gewobene Luft und beim geringsten Zug von der Thüre her schauerte, wie ein Rauchwölkchen.

Die Decke war ein von Boucher gemaltes Medaillon, die Toilette der Venus vorstellend.

Die Liebesgötter empfingen aus den Händen ihrer Mutter die verschiedenen Stücke, die zu einer weiblichen Rüstung gehören; nur war Venus, da sämmtliche Stücke der Rüstung sich in den Händen der Liebesgötter befanden, gänzlich waffenlos, mit Ausnahme des Gürtels.

Das Medaillon wurde von Kisten getragen, welche Ansichten von Gnidos, Paphos und Amathunt enthielten.

Die Möbel, Stühle, Lehnsessel, Causeuses und Gegenüber waren mit demselben chinesischen Atlaß überzogen, von welchem die Vorhänge genommen waren.

Der wassergrüne, sehr helle Teppich war mit weit auseinander liegenden Sträußen von Kornblumen, Mohnrosen und weißen Maßlieben übersäet.

Die Tische waren von Rosenholz; die Ecken von Lack von Coromandel.

Alles das war üppig beleuchtet von sechs rosarothen Wachskerzen, die in zwei Armleuchtern standen.

Ein liebliches Parfüm wogte in der Luft, vag und aller Beschreibungskunst spottend.

Es wäre unmöglich gewesen zu sagen, aus welcher Essenz es zusammengesetzt war.

Es war kein Parfüm, sondern eine Ausströmung.

An solchen balsamischen Ausflüssen erkennt der Held der Aeneïs die Gegenwart seiner Mutter.

Geschoben von der Zofe, hatte Thibault einen Schritt im Zimmer gethan und war dann stehen geblieben.

Er hatte Alles mit einem Blick gesehen, Alles mit einem Athem eingesogen.

Alles war gleich einem Traumbild an seinen Augen vorübergegangen:

Die Hütte Agnelettes, die Stube der Müllerin, das Zimmer der Amtmännin.

Dann war alles das verschwunden, um dem entzückenden Liebesparadies Platz zu machen, in welches er so eben wie durch einen Zauber versetzt worden war.

Er zweifelte an der Wahrheit dessen, was er sah.

Er fragte sich, ob es wirklich Männer und Frauen gebe, denen das Glück so wohlwolle, daß sie sich solcher Wohnungen erfreuen dürfen.

Befand er sich nicht in einem Geisterschloß, in einem Feenpalast?

Was hatten denn diejenigen, die einer solchen Gunst genossen, Gutes gethan?

Was hatten denn diejenigen, die ihrer beraubt waren, Böses angerichtet?

Warum hatte er nicht, statt sich auf vierundzwanzig Stunden an die Stelle des Herrn Raoul von Vauparfond zu wünschen, vielmehr den Wunsch gethan, sein ganzes Leben lang das Hündchen der Gräfin zu sein?

Wie sollte er wieder Thibault werden, nachdem er das alles gesehen hatte?

So weit war er in seinen Betrachtungen gekommen, als das Toilettenzimmer aufging und die Gräfin zum Vorschein kam.

Dies war wirklich der Vogel dieses Zaubernestes, die Blume dieses balsamisch durchdufteten Bodens.

Ihre Haare, die aufgelöst und blos durch drei oder vier Diamantnadeln zusammengehalten waren, fielen auf der einen Seite über ihre Schulter hinab, während sie auf der andern, in eine einzige große Locke zusammengerollt, sich in ihrer Brust verloren.

Ihr geschmeidiger und biegsamer Leib, der von seinen Reifröcken erlöst war, zeichnete seine harmonischen Linien unter einem rosarothen und mit Stickereien übersäeten Tafftnegligé.

Ihre seidenen Strümpfe waren so fein und durchsichtig, daß man hätte glauben können, sie seien von feinem, perlmutterartigem Fleisch, aber keine Weberarbeit.

Ihre niedlichen Füßchen endlich steckten in Pantöffelchen von Silberstoff mit kirschrothen Absätzen.

Ganz und gar kein Schmuck.

Keine Armbänder, keine Fingerringe, sondern nur eine einreihige Perlenschnur um den Hals, aber welche Perlen! eines Königes Lösegeld.

Beim Anblick der strahlenden Erscheinung sank Thibault auf seine Kniee.

Er beugte sich, zermalmt unter diesem Luxus und dieser Schönheit, die unzertrennlich schienen.

„Ja, ja, sinket immerhin auf Eure Kniee, recht tief, noch tiefer; küsset meine Füße, küsset den Teppich, küsset die Erde, und ich werde Euch dennoch nicht verzeihen; Ihr seid ein Ungeheuer."

„Wenn ich mich mit Euch vergleiche, schöne Herrin, so bin ich allerdings etwas noch Schlimmeres, als ein Ungeheuer."

„Ja, ja, thut nur, als ob Ihr mich nicht recht verständet und glaubtet, ich wolle von Eurer phy-



fischen Erscheinung sprechen, während ich Euern Charakter im Auge habe; ja, allerdings müßtet Ihr ein Ungeheuer von Häßlichkeit sein, wenn Eure verrätherische Seele durch Euer Gesicht hervorschimmerte; aber nein, das ist nicht der Fall, sondern der Herr bleibt trotz all seiner Missethaten, trotz all seiner Schändlichkeiten, der schönste Edelmann von der ganzen Gegend. Wahrhaftig, Herr, Ihr solltet Euch schämen."

„Der schönste Edelmann von der ganzen Gegend zu sein?" fragte Thibault, der aus dem Klang dieser Stimme wohl ersah, daß das Verbrechen, das er begangen hatte, nicht unverzeihlich war.

„Nein, mein Herr, sondern die schwärzeste Seele, das treuloseste Herz zu sein, das sich je unter einer goldenen Hülle verbergen konnte. Kommt, stehet jetzt auf und leget mir Rechenschaft ab von Eurer Aufführung."

Und die Gräfin reichte Thibault eine Hand, die zugleich Verzeihung anbot und einen Kuß forderte.

Thibault nahm die weiche Hand und küßte sie.

Nie hatten seine Lippen einen solchen Atlaß berührt.

Die Gräfin wies dem falschen Raoul einen Platz auf ihrer Causeuse an und setzte sich zuerst.

„Gebt mir jetzt Rechenschaft über das, was Ihr seit Eurem letzten Besuch gethan habt," sagte sie.

„Theure Gräfin," antwortete Thibault, „sagt mir zuerst, wann ich meinen letzten Besuch gemacht habe."

„Ihr habt es also vergessen? Nun wahrhaftig, das ist nicht übel! man gesteht solche Dinge blos, wenn man durchaus einen Bruch herbeiführen will."

„Im Gegentheil, theure Jane, dieser Besuch ist mir noch so gegenwärtig, daß ich meine, ich sei erst gestern da gewesen, und wenn ich auch alle meine Erinnerungen zusammenrufe, so habe ich seit gestern kein anderes Verbrechen begangen, als daß ich Euch liebe."

„Recht schön gesagt, aber Ihr sollt Euch mit einem Compliment nicht aus der Schlinge ziehen."

„Liebe Gräfin," sagte Thibault, „wenn wir die Erklärungen auf später verschöben?"

„Nein, antwortet zuerst; ich habe Euch fünf Tage lang nicht gesehen. Was habt Ihr gethan?"

„Ich erwarte, daß Ihr es mir saget, Gräfin. Wie könnt Ihr verlangen, daß ich, bei meinem Unschuldsbewußtsein, mich selbst anklage?"

„Nun wohl, es sei! von Eurem langen Verweilen in den Gängen will ich gar nicht sprechen."

„O doch, sprechen wir immerhin davon; wie könnt Ihr glauben, Gräfin, daß ich, während Ihr, der Diamant der Diamanten, mich erwartet, unterwegs eine falsche Perle aufheben würde?"

„Ach, mein Gott, die Männer sind so launisch, und Lisette ist so hübsch."

„Nein, liebe Jane, aber begreifet doch, daß ich dieses Mädchen, da sie unsere Vertraute ist und alle unsere Geheimnisse weiß, nicht wie einen gewöhnlichen Dienstboten behandeln kann."

„Wie lieblich muß es sein, sagen zu können: Ich hintergehe die Gräfin von Montgobert und bin der Nebenbuhler des Herrn Carmesin."

„Nun denn, man wird sich nicht mehr in den

Gängen aufhalten und Lisette nicht mehr küssen, vorausgesetzt, daß man sie je einmal geküßt hätte."

„O, das ist noch Nichts."

„Wie? soll ich noch ein größeres Verbrechen begangen haben?"

„Woher kamet Ihr vorgestern Nacht, als man Euch auf der Straße zwischen Erneville und Villers-Coterets antraf?"

„Was? hat man mich auf der Straße angetroffen?"

„Ja, auf der Straße von Erneville; woher kamet Ihr?"

„Vom Fischfang."

„Vom Fischfang?"

„Ja, man fischte in den Teichen von Berval."

„Nun freilich, man weiß es ja, daß Ihr ein gewaltiger Fischer seid. Und welchen Aal habt Ihr in Eurem Netz heimgebracht? Ihr kamet um zwei Uhr Morgens vom Fischfang zurück?"

„Ich hatte bei meinem Freund, dem Herrn Jean, dinirt."

„Auf dem Schlosse Vez? Ich glaube vielmehr, daß Ihr die schöne Gefangene getröstet habt, welche der eifersüchtige Wolfsjäger eingesperrt halten soll. Doch ich verzeihe Euch auch noch das."

„Ei wie! sollten noch ärgere Sünden vorliegen?" sagte Thibault, der sich zu beruhigen anfing, als er sah, wie leicht die Verzeihung selbst auf die schwerste Anklage folgte.

„Ja, auf dem Ball des Herrn Herzogs von Orleans . . ."

„Auf welchem Ball?"

„Auf dem von gestern. Es ist noch nicht lange her."

„Von gestern? Da habe ich Euch bewundert."

„Ganz schön, nur war ich leider gar nicht da."

„Und ist es denn nöthig, daß Ihr da seid, damit ich Euch bewundere? Und bewundert man nicht ebenso aufrichtig in der Erinnerung, als in der Gegenwart? Wenn Ihr sogar in Eurer Abwesenheit durch die Vergleichung sieget, so wird Euer Triumph dadurch nur um so größer."

„Ja, und um die Vergleichung bis aufs Aeußerste zu treiben, habt Ihr nicht weniger als viermal mit Frau von Bonneuil getanzt? Ist es denn etwas so Hübsches um diese rothgeschminkten Brünetten mit Augenbrauen wie die Chinesen auf meinem Windschirm und mit Schnauzbärten wie ein gemeiner Gardist?"

„Wißt Ihr, von was wir während dieser vier Contretänze gesprochen haben?"

„Es ist also doch wahr, daß Ihr viermal mit ihr getanzt habt?"

„Es muß wahr sein, da Ihr es saget."

„Eine schöne Antwort!"

„Allerdings, denn wer möchte wohl einen so schönen Mund Lügen strafen? Ich nicht, denn ich würde ihn selbst dann noch segnen, wenn er mein Todesurtheil ausspräche."

Und als erwartete er sein Urtheil, sank Thibault der Gräfin zu Füßen.

Im selben Augenblick flog die Thüre auf und Lisette stürzte athemlos vor Schrecken herein.

„Ach, Herr Baron!" sagte sie, „fliehet, der Herr Graf ist da!"

„Wie? der Graf?“ rief die Gräfin.

„Ja, der Herr Graf in eigener Person und sein Rüdenknecht Lestocq.“

„Unmöglich!“

„Frau Gräfin, Carmesin hat sie gesehen, wie ich Euch sehe; der arme Junge war todesblaß.“

„Ha! diese Jagd auf Schloß Thury war also eine Schlinge?“

„Wer weiß, Madame? O, die Männer sind so perfid!“

„Was thun?“ fragte die Gräfin.

„Den Grafen erwarten und ihn tödten!“ sagte Thibault entschlossen, denn er war wüthend, daß diese neue Eroberung, die schönste von allen, nach denen sein Ehrgeiz je getrachtet hatte, ihm entgehen sollte.

„Ihn tödten! den Grafen tödten! Seid Ihr toll, Raoul? Nein, nein, Ihr müßt fliehen, Ihr müßt entspringen. Lisette! Lisette! führe den Baron durch mein Toilettenzimmer weg.“

Und Lisette verschwand im Cabinet, indem sie Thibault trotz seines Widerstandes fortschob.

Es war Zeit.

Man hörte Tritte auf der Haupttreppe.

Die Gräfin hatte nur noch Zeit, den falschen Raoul zu bitten, daß er sie lieben möge, was auch immer geschehe, und dann in ihr Schlafzimmer zu stürzen.

Thibault folgte Lisette.

Sie führte ihn rasch durch den Gang, dessen anderes Ende Carmesin bewachte.

Sie trat in ein Zimmer, von diesem in ein anderes, von da in ein Cabinet.

Das Cabinet führte in ein Thürmchen.

Hier fanden die Flüchtlinge zum Hinabsteigen eine ähnliche Treppe, wie diejenige, welche sie heraufgekommen waren.

Nur war, als sie unten ankamen, die Thüre verschlossen.

Lisette ging, stets von Thibault gefolgt, wieder einige Stufen hinauf, trat in eine Art von Gesindestübchen, dessen Fenster auf den Garten sah, und öffnete das Fenster.

Es war bloß einige Fuß über dem Boden.

Thibault schwang sich hinaus und kam ohne die mindeste Verletzung unten an.

„Ihr wißt, wo Euer Pferd steht," rief Lisette; „springet hinauf und galoppiret, bis Ihr in Vauparfond seid."

Thibault hätte der Zofe gerne für ihre guten Rathschläge gedankt, aber sie befand sich sechs Fuß über ihm, und er durfte keine Zeit verlieren.

Mit zwei Sprüngen erreichte er die Baumgruppe, unter welcher das Häuschen stand, das seinem Pferd als Stall diente.

Aber ob es auch noch da war?

Ein Gewieher beruhigte ihn in dieser Beziehung.

Inzwischen schien ihm dieses Gewieher so kläglich zu tönen.

Thibault trat in das Häuschen, streckte die Hände aus, berührte sein Pferd, nahm die Zügel zusammen und sprang ohne Hülfe der Steigbügel hinauf.

Aber das Pferd bog sich unter dieser Last, an welche es doch gewöhnt sein mußte.

Thibault stieß ihm die Sporen in den Leib, um es in den Gang zu bringen.

Das Pferd machte auch wirklich einen Ansatzversuch; aber kaum hatte es seine beiden Vorderbeine erhoben, als es von Neuem in das klägliche Gewieher ausbrach, das Thibault bereits gehört hatte, und sich auf die Seite niederwarf.

Thibault zog rasch seinen Fuß unter ihm hervor, was ihm nicht schwer wurde, da das Thier all seine Kräfte aufbot, um sich aufzurichten, und so stand er also da.

Er begriff jetzt, daß der Graf, um seine Flucht zu verhindern, seinem Pferd die Häksen abgeschnitten hatte oder hatte abschneiden lassen.

„Ha, verdammter Hund!" sagte er, „wenn Du mir in den Wurf kommst, Graf von Montgobert, so schwöre ich, daß ich Dir die Häksen auch abschneiden werde, wie Du sie diesem armen Thier abgeschnitten hast."

Und er stürzte ins Freie.

Thibault erkannte den Weg wieder, auf welchem er gekommen war, und der ihn auch nach der Mauerlücke zurückführte.

Er ging schnell auf dieselbe zu, erreichte sie, kletterte über die Steine weg und befand sich außerhalb des Parkes.

Auf einmal erblickte er einen Mann, der unbeweglich und mit dem Degen in der Hand vor ihm stand.

Dieser Mann versperrte ihm den Weg.

Thibault erkannte den Grafen von Montgobert.

Der Graf von Montgobert glaubte Raoul von Vauparfond zu erkennen.

„Zieht vom Leder, Baron,“ sagte der Graf.

Jede Erklärung war unnütz.

Ohnehin war Thibault, welchem der Graf eine Beute entrissen, an die er bereits Klauen und Zähne angelegt hatte, nicht minder zornig als der Graf selbst.

Er zog nicht seinen Degen, sondern seinen Hirschfänger.

Die Klingen kreuzten sich.

Thibault war ein guter Stockfechter, verstand sich aber auf andere Waffen nicht.

Er war daher ganz erstaunt, als er, nachdem er seine Waffe instinctmäßig in die Hand genommen, sich ganz von selbst in die Parade legte und sich nach allen Regeln der Kunst deckte.

Der Graf that schnell hinter einander zwei oder drei Stöße, die er mit bewundernswürdiger Gewandtheit parirte.

„Ja, wahrhaftig,“ murmelte der Graf, „man hat mir gesagt, daß Ihr beim letzten Assaut den St. Georges ausgeschmiert habt.“

Thibault wußte von keinem St. Georges.

Aber er fühlte in seinem Handgelenke eine solche Festigkeit und Elasticität, daß er den Teufel in eigener Person nicht gefürchtet hätte.

Bisher hatte er sich auf die Vertheidigung beschränkt.

Aber auf einmal sah er, daß der Graf in Folge einer schlechten Seconde sich eine Blöße gab, fiel also aus und stieß ihm die Schulter durch und durch.

Der Graf ließ seinen Degen sinken, brach mit seinem linken Fuß zusammen und fiel auf ein Knie, indem er rief:

„Lestocq, hilf!“

Thibault hätte seinen Hirschfänger wieder einstecken und fliehen sollen.

Unglücklicher Weise erinnerte er sich seines Schwurs, daß er dem Grafen, wenn er ihm in den Wurf käme, die Kniekehlen abschneiden wolle, wie dieser seinem Pferde gethan hatte.

Er stach ihm also die schneidende Klinge unter das gebogene Knie.

Der Graf stieß einen Schrei aus.

Aber als Thibault sich wieder aufrichtete, empfand er einen heftigen Schmerz zwischen beiden Schultern, dann fühlte er, daß ihm Etwas kalt durch die Brust drang.

Dann sah er endlich oberhalb seiner rechten Brustwarze eine Degenklinge hervorkommen.

Dann sah er Nichts mehr als einen Strom von Blut.

Lestocq, den sein Herr im Fallen um Hülfe angerufen, war herbeigeeilt und hatte den Augenblick, wo Thibault, nachdem er dem Grafen die Kniekehlen abgeschnitten, sich wieder aufrichtete, dazu benützt, ihm seinen Hirschfänger zwischen die Schultern zu stoßen.

XVII.

Tod und Auferstehung.

Die Morgenkälte rief Thibault ins Leben zurück.

Er versuchte aufzustehen, aber ein heftiger Schmerz hielt ihn wie angenagelt auf seinem Platze fest.

Er lag auf dem Rücken, hatte keine Erinnerung, und sah über sich Nichts als einen grauen, herabhängenden Himmel.

Mühsam legte er sich auf die Seite, richtete sich auf seinen Ellbogen auf und schaute um sich.

Der Anblick seiner Umgebung gab ihm die Erinnerung an das Geschehene zurück.

Er erkannte die Maueröffnung wieder.

Er erinnerte sich an seine verliebte Zusammenkunft mit der Gräfin, an seinen hartnäckigen Zweikampf mit dem Grafen.

Drei Schritte von ihm war der Boden durch Blut geröthet.

Nur war der Graf nicht mehr da.

Ohne Zweifel hatte Lestocq, der ihm selbst diesen schönen Treff versetzt hatte, seinem Herrn ins Haus verholfen.

Ihn aber hatte man hier liegen lassen, auf die Gefahr hin, daß er wie ein Hund sterben könnte.

Alle Unglückswünsche, die man nur über seinen grausamsten Feind sprechen kann, lagen ihm auf der Zunge.

Aber seit Thibault nicht mehr Thibault war, und für die ganze Zeit, die er noch der Baron Raoul

bleiben oder sich wenigstens unter seiner Hülle verstecken mußte, war seine ganze phantastische Gewalt verloren.

Er behielt die fremde Hülle bis neun Uhr Abends; nur fragte es sich jetzt, ob er wohl noch so lange lebte.

Thibault war sehr unruhig darüber, wenn er vorher stürbe.

Wer würde dann sterben: er oder der Baron Raoul? Es war auf den Einen so viel zu wetten, als auf den Andern.

Aber was Thibault am allermeisten ärgerte, war das Bewußtsein, daß er sich dieses Unglück durch seine eigene Schuld zugezogen hatte.

Er erinnerte sich jetzt, daß er, ehe er sich gewünscht, vierundzwanzig Stunden lang der Baron Raoul zu sein, sich ungefähr folgendermaßen ausgesprochen hatte:

„Ich müßte lachen, Raoul, wenn der Graf von Montgobert Dich überraschte; dann ginge es nicht ab, wie gestern bei dem Amtmann Magloire, und es würde auf beiden Seiten Degenstöße absetzen.“

Thibaults erster Wunsch war, wie man sieht, ebenso getreulich in Erfüllung gegangen wie der zweite, und es hatte wirklich auf beiden Seiten Degenstöße abgesetzt.

Erst nach unerhörten Anstrengungen und unter schrecklichen Schmerzen gelang es Thibault, sich auf ein Knie zu erheben.

In dieser Haltung bemerkte er in einem Hohlweg Leute, die auf den Markt von Villers-Coterets gingen.

Er versuchte zu rufen.

Aber das Blut strömte ihm in den Mund und erstickte ihn.

Er steckte seinen Hut auf seinen Hirschfänger und machte Zeichen wie ein Schiffbrüchiger.

Aber die Kräfte gingen ihm von Neuem aus, und er sank bewußtlos auf den Boden zurück.

Gleichwohl schien es ihm nach einiger Zeit, als ob sein Bewußtsein wieder erwachte.

Ihn däuchte, sein Körper befinde sich in einer Art von Schwankung, derjenigen ähnlich, der man in einem Nachen ausgesetzt ist.

Er schlug die Augen auf.

Bauern hatten ihn gesehen, und ohne ihn zu kennen, hatten sie aus Mitleid mit dem schönen jungen Mann, der in seinem Blute schwamm, von Baumzweigen eine Tragbahre verfertigt, auf welcher sie ihn nach Villers-Coterets trugen.

Aber in Puiseux fühlte sich der Verwundete unfähig, die Bewegung noch länger auszuhalten.

Er bat, man möchte ihn bei dem ersten besten Bauern unterbringen, wo er warten wolle, bis man ihm einen Arzt schicke.

Die Träger brachten ihn zum Pfarrer.

Thibault zog zwei Goldstücke aus Raouls Börse und gab sie den Bauern für die Mühe, die sie bereits gehabt hatten und noch haben würden.

Der Pfarrer sprach gerade die Messe.

Als er nach Hause kam, erhob er ein lautes Geschrei.

Raoul selbst hätte kein besseres Spital wählen können.

Der Pfarrer von Puiseux war früher Hauslehrer

in Vauparfond gewesen und hatte Raouls erste Erziehung geleitet.

Gleich allen Landpfarrern verstand er Etwas von der Medicin oder glaubte wenigstens Etwas zu verstehen.

Er untersuchte die Wunde seines ehemaligen Schülers.

Die Klinge war unter dem Schulterblatt eingedrungen, hatte die rechte Lunge durchstoßen und war vorn, zwischen der zweiten und der dritten Rippe, wieder herausgekommen.

Er verhehlte sich die Bedenklichkeit der Wunde keineswegs.

Dennoch wollte er Nichts sagen, bis der Doctor käme.

Dieser kam und untersuchte die Wunde.

Er schüttelte trostlos den Kopf.

„Wollt Ihr ihm nicht zur Ader lassen?" fragte der Priester.

„Warum?" erwiederte der Arzt. „Im Augenblick der Verwundung hätte das zweckmäßig sein können, aber jetzt wäre es gefährlich, irgend eine Bewegung im Blut herbeizuführen."

„Was haltet Ihr von dem Verwundeten?" fragte der Geistliche, welcher dachte, je weniger es für den Arzt zu thun gebe, um so mehr bleibe für den Priester zu thun.

„Wenn die Wunde ihren gewöhnlichen Verlauf nimmt," sagte der Doctor mit gedämpfter Stimme, „so wird der Patient vermuthlich den heutigen Tag nicht überleben."

„Ihr gebt ihn also verloren?"

„Ein Arzt gibt nie Jemand verloren, oder wenn er es thut, so überläßt er immer noch der Natur das Begnadigungsrecht; es kann sich ein Blutklumpen bilden und den Blutfluß schnell stillen, ein Husten kann den Blutklumpen zum Aufbrechen bringen, und der Blutfluß kann den Kranken tödten."

„Ihr glaubet also, daß es meine Pflicht sei, den armen Jungen auf den Tod vorzubereiten?" fragte der Pfarrer.

„Ich glaube," antwortete der Arzt mit Achselzucken, „daß Ihr weit besser thätet, ihn jetzt in Ruhe zu lassen; erstens weil er in diesem Augenblick eingeschlafen ist und Euch nicht hören wird, dann später, weil er in Fieberwahnsinn verfallen und Euch nicht verstehen wird."

Der Doctor täuschte sich.

Trotz seines Schlummers hörte der Verwundete dieses Gespräch, das in Betreff seines Seelenheils beruhigender war, als in Betreff seiner leiblichen Gesundheit.

Wie viel sagt man nicht vor dem Kranken, in der Meinung, er höre es nicht, während ihm kein Wort entgeht!

Dann kam auch diese Schärfe des Gehörsinns daher, daß Thibaults Geist es war, der in Raouls Leib wachte.

Wäre es der Geist dieses Körpers gewesen, so würde er den Einfluß dieser Wunde vielleicht mit größerer Sympathie ertragen haben.

Der Arzt legte einen Verband auf die Rückenwunde. Die Brustwunde ließ er offen, befahl aber, ein in Eiswasser getauchtes Stück Leinwand darüber

zu halten. Dann ließ er etliche Tropfen eines beruhigenden Getränkes in ein Glas Wasser fallen und empfahl dem Pfarrer, dem Kranken einen Löffel voll davon einzugeben, so oft er zu trinken verlangen würde.

Nach diesen Vorsichtsmaßregeln entfernte sich der Doctor mit dem Versprechen, am nächsten Tag wiederzukommen, obschon er sehr fürchte, daß dies ein unnützer Gang sein möchte.

Thibault hätte gerne ein Wort drein reden und seine eigene Ansicht aussprechen mögen; allein sein Geist war wie gefangen in diesem sterbenden Körper und unterlag unwillkürlich dem Einfluß dieser Kerkerhaft.

Gleichwohl hörte er, wie der Geistliche zu ihm sprach, ihn schüttelte und aus seiner Schlafsucht zu wecken bemüht war.

Dies ermüdete ihn sehr.

Es war ein großes Glück für den würdigen Pfarrer, daß Thibault, da er eigentlich nicht mehr vorhanden war, seine phantastische Gewalt verloren hatte, denn mehr als zehnmal wünschte ihn der Verwundete in Gedanken zu allen Teufeln.

Bald däuchte es ihn, als schiebe man ihm glühende Kohlen unter die Füße, unter die Lenden, unter den Kopf.

Sein Blut begann sich zu regen, dann in Wallung zu kommen, wie Wasser über dem Feuer.

Er fühlte, wie alle seine Ideen sich verwirrten.

Seine geschlossenen Kinnbacken öffneten sich, seine gebundene Zunge löste sich; einige zusammenhangslose Worte kamen hervor.

„Ah! ah! ah!" sagte er, „das ist es wahrscheinlich, was der wackere Doctor Fieberwahnsinn nennt."

Dies war, für den Augenblick wenigstens, seine letzte lichte Idee.

Sein ganzes Leben — und in Wahrheit konnte nur seit der Erscheinung des schwarzen Wolfes von einem solchen die Rede sein — zog an ihm vorüber.

Er sah sich, wie er den Damhirsch verfolgte und fehlte.

Er sah sich an die Eiche gebunden und mit Riemenhieben mißhandelt.

Er sah sich, wie er mit dem schwarzen Wolf den Vertrag abschloß, dem er sich nicht mehr entziehen konnte.

Er sah sich, wie er den höllischen Ring an Agnelettes Finger zu stecken versuchte.

Er sah sich, wie er die rothen Haare auszuraufen versuchte, die jetzt bereits den dritten Theil seines Kopfes einnahmen.

Er sah sich, wie er zu der schönen Müllerin ging, wie er Landry begegnete, wie er sich seines Nebenbuhlers entledigte, wie er von den Knechten und Mägden verfolgt wurde, und wie die Wölfe ihm das Geleite gaben.

Er sah sich, wie er die Bekanntschaft der Frau Magloire machte, wie er ihr zu Liebe auf die Jagd ging, wie er das erbeutete Wild essen half, wie er sich hinter den Vorhängen ihres Schlafzimmers versteckte, wie er von Herrn Magloire entdeckt, von Herrn Jean verhöhnt, von allen drei hinausgewiesen wurde.

Er sah sich in seinem hohlen Baum, um welchen

seine Wölfe sich gelagert hatten, während Eulen und Käuze auf seinen Zweigen saßen.

Er sah sich, wie er lauschte, wie er die Geigen- und Hoboetöne hörte, wie er den Kopf aus seinem Loch hervorstreckte, wie er Agnelette und die lustige Hochzeit vorüberziehen sah.

Er sah sich als Raub der wüthendsten Eifersucht, die er durch Saufen zu bekämpfen versuchte; in seinem wirren Hirn tauchten François, Champagne und der Wirth auf; er hörte den Baron Raoul hinter sich her galoppiren, er fühlte, wie er umgestoßen wurde und sich im Koth wälzte.

Von da an sah er sich selbst, Thibault, nicht mehr.

Er sah nur noch den schönen Ritter, dessen Gestalt er angenommen hatte.

Er faßte Lisette um den Leib.

Er berührte mit seinen Lippen die Hand der Gräfin.

Dann wollte er fliehen, befand sich aber auf einer Kreuzstraße, wo nur drei Wege waren.

Jeder derselben wurde von einem seiner Opfer bewacht:

Der erste vom Gespenst eines Ertrunkenen: dies war Markotte;

Der zweite von einem Fieberkranken, der in einem Spital auf den Tod lag: dies war Landry;

Der dritte von einem Verwundeten, der sich auf einem Knie fortschleppte und vergebens all seine Kraft aufbot, um sich auf seiner abgeschnittenen Kniekehle wieder aufzurichten: dies war der Graf.

Es däuchte ihn, er erzähle das alles, so wie es

an seinen Augen vorüberzog, und der Priester, welchem er diese seltsame Beichte ablege, sei dem Tode noch näher, noch blässer und unruhiger als der Beichtende selbst; gleichwohl wolle er ihm die Absolution ertheilen, aber er verschmähe sie, schüttle den Kopf und rufe mit einem fürchterlichen Lachen:

„Keine Absolution! ich bin verdammt! ich bin verdammt! ich bin verdammt!“

Und mitten in diesem Fieberwahnsinn, mitten in dieser Verblendung und Narrheit, hörte Thibaults Geist die Stunden auf der Uhr des Pfarrers schlagen und zählte sie.

Nur schien es ihm, diese Uhr habe riesige Verhältnisse, ein Zifferblatt, das nichts Anderes sei als das blaue Himmelsgewölbe, die Stundenzahlen auf diesem Zifferblatt seien Flammen, die Uhr nenne sich Ewigkeit, und der riesige Schwängel, der sie in Bewegung setze, sage bei jedem seiner Stöße, das eine Mal:

„Nie!“

Das andere Mal:

„Ewig!“

So hörte er zu allen Stunden des Tages.

Es schlug neun Uhr Abends.

Um halb zehn wurden es vierundzwanzig Stunden, seit er Raoul und Raoul Thibault war.

Beim letzten Nachklang von neun fühlte er, wie dieses ganze Fieber ihn verließ, worauf eine Empfindung von Kälte folgte, die sich bis zu Frostschauer steigerte. Er schlug zitternd die Augen auf, erkannte den Pfarrer, der vor seinem Bette kniete und das

Sterbegebet betete, und sah, daß die wahre Uhr auf ein Viertel über neun deutete.

Nur hatten seine Sinne eine solche Feinheit gewonnen, daß er den großen und sogar den kleinen Zeiger gehen sah, so unmerklich auch ihre Bewegung in Wirklichkeit war.

Beide schritten auf die verhängnißvolle Stunde halb zehn zu.

Kein Licht fiel auf das Zifferblatt, aber es schien von einem innern Licht beleuchtet zu werden.

Je näher der große Zeiger gegen Nr. 6 kam, um so heftigere Krämpfe beklemmten die Brust des Kranken.

Seine Füße waren eisig, und die Kälte stieg langsam, aber ohne anzuhalten, von den Füßen in die Kniee, von den Knieen in die Schenkel, von den Schenkeln in die Eingeweide.

Der Schweiß floß über seine Stirne.

Er hatte weder die Kraft, ihn abzutrocknen, noch zu bitten, daß man ihn abtrocknen möchte.

Er fühlte, daß es der Angstschweiß war, der mit jedem Augenblick mehr zum Todesschweiß wurde.

Alle Arten von wunderlichen Gestalten, die nichts Menschliches hatten, wogten vor seinen Augen.

Das Licht zersetzte sich.

Es däuchte ihn, als ob Fledermausflügel seinen Körper emporhöben und in eine Dämmerung trügen, die weder Leben noch Tod war, aber von Beiden Etwas hatte.

Endlich wurde die Dämmerung selbst immer düsterer.

Seine Augen schlossen sich, und gleich einem

Blinden, der im Finstern stolpert, stießen sich die schweren Häutchen seiner Flügel an unbekannte Dinge.

Dann rollte er in unermeßliche Tiefen, in bodenlose Abgründe, wo jedoch der Schlag einer Uhr wiedertönte.

Die Uhr that einen einzigen Schlag.

Kaum war derselbe verklungen, so stieß der Verwundete einen Schrei aus.

Der Priester erhob sich und trat näher ans Bett.

Dieser Schrei war der letzte Seufzer, der letzte Athemzug, der letzte Hauch des Barons Raoul.

Es war eine Secunde über halb zehn.

XVIII.

Welcher lebte? Welcher war todt?

In demselben Augenblick, wo die zitternde Seele des jungen Edelmanns entflog, erhob sich Thibault, gleich als erwachte er aus einem von furchtbaren Träumen beunruhigten Schlaf, auf seinem Bett.

Er war ganz von Flammen umgeben.

Es brannte an allen vier Ecken seiner Hütte.

Er glaubte Anfangs, sein Alpdrücken währe noch fort.

Aber er hörte so deutlich: „Nieder mit dem Zauberer! Nieder mit dem Hexenmeister! Nieder mit dem Währwolf!" rufen, daß er begriff, daß etwas Furchtbares gegen ihn im Werke war.

Dann kamen die Flammen näher und ergriffen sein Bett; er spürte bereits ihre Hitze.

Noch einige Secunden, und er befand sich inmitten eines großen Brandes.

Zögerte er einen Augenblick, so wurde alles Entkommen unmöglich; dann konnte er nicht mehr fliehen.

Thibault sprang von seinem Bett herab, bemächtigte sich eines Spießes und stürzte zur Hinterthüre seiner Hütte hinaus.

Im Augenblick, wo man ihn mitten durch die Flammen schreiten und durch den Rauch hervorbrechen sah, wurde das Geschrei: „Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!“ immer heftiger.

Drei oder vier Schüsse krachten.

Diese drei oder vier Schüsse waren für Thibault bestimmt.

Er hatte die Kugeln zischen gehört.

Die Leute, die auf ihn geschossen hatten, trugen die Livree des Wolfsjägermeisters.

Thibault erinnerte sich der Drohung, welche der Baron von Vez vor zwei Tagen gegen ihn ausgestoßen hatte.

Er befand sich also außerhalb des Gesetzes!

Man konnte ihn wie einen Fuchs in seinem Bau ausrauchen, man konnte auf ihn schießen wie auf ein Stück Wild.

Zum Glück hatte ihn keine Kugel getroffen.

Die Flamme seiner Hütte bildete nur einen engen Lichtkreis; er war bald außerhalb desselben.

Dann befand er sich im Dunkel der großen Wälder, und ohne das Geschrei des Bedientenpacks, das ihm sein Haus verbrannte, wäre es um diese Stunde ebenso still als dunkel gewesen.

Er setzte sich unter einen Baum und ließ den Kopf in seine Hände sinken.

Die Ereignisse waren sich binnen achtundvierzig Stunden rasch genug gefolgt, daß es dem Holzschuhmacher nicht an Gegenständen für seine Betrachtungen fehlte.

Nur erschienen ihm diese letzten vierundzwanzig Stunden, wo er von einem andern Leben als dem seinigen gelebt hatte, als ein Traum.

Er hätte nicht zu beschwören gewagt, daß diese ganze Geschichte von dem Baron Raoul, von der Gräfin Jane und von dem Herrn von Montgobert wahr sei.

Er richtete seinen Kopf empor, als er auf dem Kirchthurm von Oigny Etwas schlagen hörte.

Es war zehn Uhr.

Zehn Uhr!

Um halb zehn lag er noch sterbend in Gestalt des Barons Raoul im Pfarrhaus von Puiseux.

„Ha, bei Gott!" sagte er, „ich muß wissen, wo ich dran bin. Es ist kaum eine Stunde von hier nach Puiseux, in einer halben Stunde kann ich dort sein; ich will mich versichern, ob der Baron Raoul wirklich todt ist."

Ein klägliches Geheul antwortete auf diese Frage, welche Thibault an sich selbst richtete.

Er blickte um sich.

Seine treuen Leibgardisten hatten sich wieder eingestellt.

Der Wolfsführer hatte seine Meute wieder gefunden.

„Vorwärts, Wölfe, meine einzigen Freunde,“ sagte er, „vorwärts, Marsch!“

Und er zog mit ihnen durch den Wald in der Richtung von Puiseux.

Die Bedienten des Herrn Jean, die in den letzten Resten der brennenden Hütte schürten, sahen einen Menschen, der an der Spitze von zwölf Wölfen dahin rannte, gleich einer Vision vorüberkommen.

Sie bekreuzten sich.

Mehr als je waren sie überzeugt, daß Thibault ein Zauberer sei.

Jedermann würde es gleich ihnen geglaubt haben, besonders wenn man gesehen hätte, wie Thibault, ebenso schnell als der schnellste seiner Gefährten, die Stunde von Oigny nach Puiseux in weniger als einer Viertelstunde zurücklegte.

Bei den ersten Häusern des Dorfes hielt er an.

„Meine lieben Wölfe,“ sagte er, „ich bedarf Euer für heute Nacht nicht mehr; im Gegentheil, ich wünsche allein zu sein. Amüsiret Euch mit den Ställen in der Nachbarschaft, ich ertheile Euch Vollmacht. Und sollten Euch einige von den zweifüßigen Thieren aufstoßen, die man Menschen nennt, dann, liebe Wölfe, nehmt keine Rücksicht darauf, daß sie nach dem Bild des Schöpfers geschaffen zu sein behaupten, und machet nicht viele Umstände mit ihnen.“

Die Wölfe enteilten unter Freudengeheul nach allen Richtungen.

Thibault setzte seinen Weg fort.

Er ging ins Dorf hinein.

Das Pfarrhaus stieß dicht an die Kirche.

Thibault machte einen Umweg, um nicht am Kreuz vorbeizukommen.

Er kam vor dem Pfarrhaus an.

Er blickte durch die Scheibe und sah eine brennende Kerze neben dem Bett.

Ein Tuch war über das Bett gebreitet, und unter diesem Tuch zeichnete sich eine menschliche Gestalt, deren Starrheit eine Leiche verkündete. Das Haus schien leer.

Ohne Zweifel war der Pfarrer ausgegangen, um dem Maire die Todesanzeige zu machen.

Thibault trat ein. Er rief den Pfarrer. Niemand antwortete.

Thibault ging gerade auf das Bett zu.

Es war wirklich ein Leichnam, der unter der Decke lag.

Er hob diese Decke auf. Es war wirklich Herr Raoul.

Er hatte diese ruhige und fatale Schönheit, welche ein Geschenk der Ewigkeit ist.

Seine Züge, die bei seinen Lebzeiten für einen Mann etwas weiblich gewesen, hatten die düstere Größe des Todes angenommen.

Auf den ersten Blick hätte man glauben können, er schlafe; aber bei genauer Betrachtung erkannte man in seiner Unbeweglichkeit etwas Tieferes als Schlaf.

Man erkannte den Herrscher, der eine Sense als Scepter, ein Leichentuch als Kaisermantel hat.

Man erkannte den Tod.

Thibault hatte die Thüre offen gelassen.

Er meinte leichte Fußtritte zu vernehmen.

Er stellte sich hinter den grünen Sarschevorhang, der den Alcoven verdeckte, vor eine Thüre, die im Fall einer Ueberrumpelung Gelegenheit zur Flucht bot.

Eine schwarzgekleidete und ebenso verschleierte Dame blieb zögernd vor der Thüre stehen.

Ein anderer Kopf kam neben dem ihrigen zum Vorschein und ließ seine Blicke im Innern des Zimmers umherschweifen.

„Ich glaube, Ihr könnt eintreten, gnädige Frau; es ist Niemand da, und überdies werde ich Wache stehen."

Die schwarze Dame trat ein, ging langsam auf das Bett zu, blieb stehen, um sich den Schweiß auf ihrer Stirne zu trocknen, dann hob sie entschlossen die Decke auf, welche Thibault wieder über das Gesicht des Todten gezogen hatte.

Thibault erkannte die Gräfin.

„Ach," sprach sie, „man hat mich nicht getäuscht."

Dann sank sie auf ihre Kniee und betete.

Nach dem Gebet weinte sie und schluchzte laut.

Dann stand sie wieder auf, küßte die bleiche Stirne des Todten und die bläulichen Lippen der Wunde, durch welche seine Seele entflogen war.

„O mein vielgeliebter Raoul!" murmelte sie, „wer wird mir Deinen Mörder nennen? wer wird mich bei meiner Rache unterstützen?"

Kaum hatte die Gräfin diese Worte vollendet, so stieß sie einen Schrei aus und fuhr zurück.

Es war ihr, als habe eine Stimme geantwortet: „Ich!"

Und die grünen Sarschevorhänge hatten gezittert.

Aber die Gräfin war kein schwachmüthiges Weib.

Sie nahm die Kerze, die zu den Häupten des Bettes brannte, und sah zwischen den Vorhang und die Mauer.

Es war Niemand da.

Sie sah eine geschlossene Thüre, aber sonst Nichts.

Sie stellte die Kerze an ihren Platz zurück, nahm aus einer kleinen Brieftasche ein goldenes Scheerchen, schnitt dem Todten eine Locke ab, legte sie in ein schwarzsammtenes Säckchen, das über ihrem Herzen hing, küßte den Todten noch einmal auf die Stirne, warf das Leichentuch über seinen Kopf zurück und ging.

Auf der Thürschwelle begegnete sie dem Priester und that einen Schritt zurück, indem sie ihren Schleier dichter zuzog.

„Wer seid Ihr?" fragte der Priester.

„Der Schmerz," antwortete sie.

Der Priester machte Platz und ließ sie vorbei.

Die beiden Frauen waren zu Fuß gekommen.

Sie gingen zu Fuß zurück.

Es war bloß eine Viertelstunde von Puiseux nach Montgobert.

Ungefähr auf dem halben Weg kam ein Mann hinter einem Weidenstamm hervor, wo er sich verborgen hatte, und versperrte ihnen den Weg.

Lisette that einen Schrei.

Die Gräfin aber trat, ohne die mindeste Furcht zu verrathen, auf den Mann zu.

„Wer seid Ihr?" fragte sie.

„Derjenige, der Euch so eben, als Ihr nach dem Mörder fragtet, „„Ich!"" geantwortet hat."

„Könnt Ihr mir zur Rache verhelfen?“

„Wann Ihr wollt.“

„Sogleich?“

„Wir sind nicht gut hier.“

„Wo wären wir besser?“

„Auf Eurem Zimmer, zum Beispiel.“

„Wir können nicht zusammen hingehen.“

„Nein, aber ich kann durch die Maueröffnung gehen; Jungfer Lisette kann mich in dem Häuschen, wo Herr Raoul sein Pferd einstellte, erwarten; sie kann mich die Wendeltreppe hinauf führen und mir Euer Zimmer öffnen. Wenn Ihr in Eurem Toilettencabinet seid, so werde ich Euch erwarten, wie Herr Raoul vorgestern gethan hat.“

Die beiden Frauenzimmer schauderten.

„Wer seid Ihr, daß Ihr all diese Einzelheiten kennet?“ fragte die Gräfin.

„Das werde ich Euch sagen, sobald es Zeit sein wird.“

Die Gräfin zögerte einen Augenblick.

Dann aber faßte sie schnell ihren Entschluß und sagte:

„Es ist gut; gehet durch die Maueröffnung; Lisette wird Euch im Stall erwarten.“

„O gnädige Frau,“ sagte die Zofe, „ich werde es nie wagen, diesen Mann abzuholen.“

„Dann werde ichs selbst thun,“ erklärte die Gräfin.

„Das lasse ich mir gefallen,“ sagte Thibault; „das nenne ich ein Weib!“

Und er glitt in eine Art von Schlucht neben dem Weg hinab und verschwand.

Lisette fiel beinahe in Ohnmacht.

„Stütze Dich auf mich, Mädchen," sagte die Gräfin, „und laß uns schnell gehen; es drängt mich zu erfahren, was dieser Mann mir zu sagen hat."

Die beiden Frauen gingen durch das Wirthschafts- gebäude ins Schloß zurück.

Niemand hatte sie ausgehen gesehen; Niemand sah sie zurückkommen.

Die Gräfin ging auf ihr Zimmer und wartete auf Lisette, die ihr den Unbekannten zuführen sollte.

Nach zehn Minuten kam Lisette ganz blaß herein.

„Ach, gnädige Frau," sagte sie, „es war nicht der Mühe werth, ihn abzuholen."

„Warum?" fragte die Gräfin.

„Weil er den Weg ebenso gut kennt wie ich. Ach, gnädige Frau, wenn Ihr wüßtet, was er zu mir gesagt hat! Ganz gewiß ist dieser Mann der Teufel selbst."

„Führe ihn herein," sagte die Gräfin.

„Hier bin ich!" sprach Thibault.

„Es ist schon gut," sagte die Gräfin zu Lisette. „Laß uns allein, Mädchen."

Lisette trat ab.

Die Gräfin blieb mit Thibault allein.

Thibaults Aussehen hatte gerade nichts sehr Be- ruhigendes.

Man merkte dem Manne die Festigkeit eines gefaßten Entschlusses an, und es war leicht zu sehen, daß der Entschluß böse war; sein Mund war von einem satanischen Lächeln verzogen, das Auge strahlte von einem höllischen Glanz.

Statt seine rothen Haare zu verbergen, hatte Thibault sie wohlgefällig zur Schau gestellt.

Sie fielen wie ein flammender Federbusch über seine Stirne herab.

Und gleichwohl ließ die Gräfin, ohne zu erblassen, ihren Blick auf Thibault haften.

„Das Mädchen sagte, daß Ihr den Weg in mein Zimmer kennet," begann sie; „seid Ihr schon einmal da gewesen?"

„Ja, gnädige Frau, einmal."

„Wann?"

„Vorgestern."

„Zu welcher Stunde?"

„Nachts von halb elf bis halb ein Uhr."

Die Gräfin schaute ihm fest ins Gesicht.

„Das ist nicht wahr," sagte sie.

„Soll ich Euch sagen, was hier vorgegangen ist?"

„In der Zeit, die Ihr angedeutet habt?"

„Ja."

„Sprecht," sagte die Gräfin laconisch.

Thibault war ebenso laconisch wie die Gräfin.

„Herr Raoul ist zu dieser Thüre hereingekommen," sagte er auf die Corridorthüre deutend, „und Lisette hat ihn allein gelassen. Ihr seid zu dieser da eingetreten," fuhr er auf die Thüre des Toilettenzimmers deutend fort, „und Ihr habt ihn auf seinen Knieen getroffen. Eure Haare waren aufgelöst und durch drei Diamantnadeln zusammengehalten; Ihr truget ein rosarothes, mit Stickereien besetztes Tafftnegligé, Pantoffeln von Silberstoff und um den Hals eine Perlenschnur."

„Die Toilette ist vollkommen richtig," sagte die Gräfin; „fahret fort."

„Ihr habt Herrn Raoul dreierlei Dinge vorgeworfen: 1) daß er sich zu lang in den Gängen aufhalte und Eure Zofe küsse; 2) daß man ihn um Mitternacht auf dem Weg von Erneville nach Villers-Coterets getroffen; 3) daß er auf dem Ball im Schlosse, wo Ihr nicht waret, vier Contretänze mit Frau von Bonneuil getanzt habe."

„Weiter."

„Bei jedem dieser drei Punkte hat Euer Geliebter Euch Gründe angeführt, die man gut oder auch schlecht nennen könnte; Ihr habt sie gut gefunden, weil Ihr ihm eben verziehet, als Lisette ganz verstört hereinstürzte und Eurem Liebhaber zurief, er solle entfliehen, weil Euer Gemahl so eben nach Hause gekommen sei."

„Wahrhaftig, Ihr müßt, wie Lisette sagte, der Teufel selbst sein," versetzte die Gräfin lachend, „und ich sehe, wir werden mit einander Geschäfte machen können. Vollendet!"

„Dann habt Ihr und Eure Zofe Herrn Raoul, trotz seines Widerstrebens, ins Toilettencabinet geschoben; Lisette hat ihn über den Gang durch zwei oder drei Zimmer und sodann eine Wendeltreppe im entgegengesetzten Flügel des Schlosses hinab geführt; unten an der Treppe haben sie die Thüre geschlossen gefunden und sich dann in eine Art von Gesindestube geflüchtet; Lisette hat das Fenster geöffnet, das nur sieben oder acht Fuß von der Erde war; Herr Raoul ist hinausgesprungen, nach dem Stall gelaufen und hat dort wirklich sein Pferd gefunden, aber mit

abgeschnittenen Häksen; darauf hat er einen Schwur gethan, wenn der Graf ihm in den Wurf komme, so wolle er ihm ebenfalls die Kniekehlen abschneiden, wie dieser seinem Pferde, denn die muthwillige Verstümmelung eines edlen Thieres empörte ihn im höchsten Grad; sodann ist er zu Fuß nach der Maueröffnung zurückgegangen und dort hat er, außerhalb der Mauer, den Grafen getroffen, der ihn mit dem Degen in der Faust erwartete. Der Baron hatte seinen Hirschfänger bei sich; er zog vom Leder, und der Kampf begann."

„Der Graf war allein?"

„Wartet. Der Graf schien allein zu sein; im vierten oder fünften Gang erhielt er einen Stich in die Schulter; er sank auf ein Knie und rief: „„Zu Hülfe, Lestocq!"" Da erinnerte sich der Baron seines Schwurs und schnitt dem Grafen die Kniekehle ab, wie dieser seinem Pferde gethan hatte; aber als er sich wieder aufrichten wollte, stieß ihm Lestocq von hinten seinen Degen mit solcher Gewalt unter das Schulterblatt, daß er zur Brust wieder herauskam; ich brauche Euch nicht zu sagen, an welcher Stelle, denn Ihr habt ja die Wunde geküßt."

„Und wie weiter?"

„Der Graf und sein Rüdenknecht ließen den Baron hülflos liegen und kehrten ins Schloß zurück. Als der Baron wieder zu sich kam, rief er Bauern herbei, die ihn auf eine Tragbahre legten und wegtrugen; sie wollten ihn nach Villers-Coterets bringen, aber in Puiseux litt er dermaßen, daß er nicht weiter konnte; sie legten ihn auf das Bett, wo Ihr ihn

gesehen habt, und wo er eine Secunde nach halb zehn Uhr seinen letzten Seufzer aushauchte."

Die Gräfin erhob sich.

Sie ging, ohne ein Wort zu sagen, an ihren Schrein und nahm die Perlenschnur, welche sie Tags zuvor am Halse getragen hatte.

Sie überreichte dieselbe Thibault.

„Was soll das bedeuten?" fragte dieser.

„Nehmt," sagte die Gräfin, „sie ist fünfzigtausend Franken werth."

„Gedenket Ihr Euch zu rächen?" fragte Thibault.

„Ja," antwortete die Gräfin.

„Die Rache ist mehr werth."

„Wie viel?"

„Erwartet mich morgen Nacht," sagte Thibault, „dann will ichs Euch sagen."

„Wo soll ich Euch erwarten?" fragte die Gräfin.

„Hier," antwortete Thibault mit einem Lächeln voll thierischer Lüsternheit.

„Ich werde Euch hier erwarten," sagte die Gräfin.

„Morgen also?"

„Ja."

Thibault ging.

Die Gräfin legte die Perlenschnur in ihren Schrein zurück, hob ein zweites Fach hervor und nahm daraus ein Fläschchen, das eine opalfarbige Flüssigkeit enthielt, sowie einen kleinen Dolch, dessen Griff und Scheide mit Edelsteinen besetzt, dessen Klinge aber mit Gold damascirt war.

Sie verbarg Fläschchen und Dolch unter ihrem Kopfkissen, kniete vor ihrem Betpult nieder, ver-

richtete ihr Gebet und warf sich dann ganz angekleidet auf ihr Bett.

XIX.

Getreu dem Rendez-vous.

Thibault hatte, als er die Gräfin verließ, den von ihm selbst bezeichneten Weg eingeschlagen und war ohne alle Zwischenfälle zuerst aus dem Schloß, sodann aus dem Park gekommen.

Aber jetzt befand er sich zum ersten Mal in seinem Leben in dem Fall, daß er nicht wußte, wohin er gehen sollte. Seine Hütte war abgebrannt; Freunde hatte er nicht; gleich Cain wußte er nicht, wo sein Haupt hinlegen.

Er ging in den Wald, seine ewige Zufluchtsstätte.

Dann schweifte er bis ins Thal von Chavigny, und als der Tag zu grauen anfing, trat er in ein vereinzelt stehendes Haus und verlangte ein Brod zu kaufen.

Eine Frau gab ihm dieses Brod in Abwesenheit ihres Mannes, wollte aber keine Bezahlung dafür annehmen.

Thibault flößte ihr Angst ein.

Nachdem er sich seiner Nahrung für den ganzen Tag vergewissert hatte, ging er in den Wald zurück.

Er kannte zwischen Fleury und Longpont eine Stelle, wo der Wald außerordentlich dicht war.

Hier beschloß er seinen Tag zuzubringen.

Während er hinter einem Felsen Schutz suchte, erblickte er in einer Schlucht etwas Glänzendes.

Die Neugierde trieb ihn hinabzusteigen.

Der glänzende Gegenstand war die Silberplatte am Wehrgehänge eines Waldschützen.

Das Wehrgehänge lag kreuzweise um den Hals eines Leichnams oder vielmehr eines Skeletts, denn das Fleisch war abgenagt und die Knochen so sauber gemacht, als wären sie für ein anatomisches Cabinet oder ein Maleratelier bestimmt.

Das Skelett war ganz frisch und schien von der letzten Nacht zu sein.

„Ha! ha!“ sagte Thibault, „das haben höchst wahrscheinlich meine Freunde, die Wölfe gethan. Es scheint, sie haben sich meine Erlaubniß zu Nutzen gemacht.“

Er stieg in die Schlucht hinab, denn er war neugierig, wem der Leichnam gehört hatte, und seine Neugierde war leicht zu befriedigen.

Die Platte, welche den Herren Wölfen ohne Zweifel nicht so verdaulich geschienen hatte wie das Uebrige, war auf der Brust des Skeletts zurückgeblieben, wie eine Etikette auf einem Waarenballen.

Thibault trat näher und las:

J. B. Lestocq,

Waldschütz des Herrn Grafen von Montgobert.

„Gut!“ sagte Thibault lachend, „dieser da hat uns mit seiner Ermordung nicht viel Mühe gemacht.“

Dann fügte er mit sorgenvoller Stirne, leise und diesmal ohne Lachen, wie im Selbstgespräch hinzu:

„Sollte es etwa eine Vorsehung geben?“

Lestocqs Tod war nicht [illegible]

Als er sich, ohne Zweifel in irgend einem Auftrag seines Herrn, in der Nacht von Montgobert nach Longpont begab, war er von den Wölfen angefallen worden. Er hatte sich Anfangs mit demselben Hirschfänger vertheidigt, womit er den Baron Raoul getödtet, denn Thibault fand diese Waffe einige Schritte von dem Weg, an einer Stelle, wo die stark aufgescharrte Erde einen Kampf anzeigte; dann hatte Lestocq seinen Hirschfänger verloren, war von den wilden Thieren in die Schlucht geschleppt und da gefressen worden.

Thibault wurde dermaßen gleichgiltig gegen Alles, daß dieses Ereigniß ihm weder Vergnügen noch Kummer machte, weder Befriedigung gewährte noch Gewissensbisse verursachte. Er dachte bloß daran, daß es die Absichten der Gräfin vereinfache, die sich somit nur noch an ihrem Manne zu rächen habe.

Sodann richtete er sich an einem möglichst windstillen Ort zwischen den Felsen ein, um ruhig seinen Tag da zuzubringen.

Gegen Mittag hörte er das Horn des Herrn Jean und das Gebell seiner Meute.

Der Wolfsjägermeister jagte, aber die Jagd zog weit genug an Thibault vorüber, um ihn nicht zu stören.

Die Nacht kam.

Um neun Uhr machte sich Thibault auf den Weg.

Er fand seine Maueröffnung wieder, schlug seinen Weg ein und kam an den Schoppen, wo Lisette ihn erwartet hatte, als er in Gestalt des Barons Raoul erschienen war.

Das arme Mädchen zitterte diesmal an allen Gliedern.

Thibault wollte den Ueberlieferungen getreu bleiben und begann damit, daß er sie zu küssen versuchte.

Aber sie sprang mit sichtlichem Entsetzen zurück.

„O!“ sagte sie, „berührt mich nicht, oder ich rufe.“

„Ei der Tausend, schönes Kind,“ sagte Thibault, „gegen den Baron Raoul waret Ihr neulich nicht so spröde.“

„Ja,“ versetzte die Zofe, „aber es hat sich auch seit damals gar Vieles ereignet.“

„Ohne das zu rechnen, was sich noch weiter ereignen wird,“ bemerkte Thibault lustig.

„O,“ antwortete Lisette mit düsterer Miene, „ich glaube, daß das Aergste jetzt vorbei ist.“

Dann ging sie voraus und sagte:

„Wenn Ihr kommen wollt, so folget mir.“

Thibault folgte ihr.

Ohne irgend eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen, durchschritt Lisette den ganzen freien Raum, der das Gehölz vom Schloß trennte.

„O, o!“ sagte Thibault, „Du bist heute sehr keck, schönes Kind, und wenn man uns sähe . . .“

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Es ist keine Gefahr mehr vorhanden,“ sagte sie; „alle Augen, die uns sehen könnten, sind geschlossen.“

Obschon Thibault nicht begriff, was das Mädchen sagen wollte, so erregte ihm doch der Ton, worin sie diese Worte sprach, einen gewissen Schauer.

Er folgte ihr schweigend, ging mit ihr auf die Wendeltreppe und kam in den ersten Stock.

Aber im Augenblick, wo Lisette nach dem Zimmerschlüssel griff, hielt er sie an.

Die Oede und Stille im Schloß erschreckten ihn.

Man konnte sich in einem verwünschten Schloß glauben.

„Wohin gehen wir?“ fragte Thibault, ohne recht zu wissen, was er sagte.

„Ihr wißt es ja.“

„Ins Zimmer der Gräfin?“

„Ja.“

„Sie erwartet mich?“

„Ja.“

Und Lisette öffnete die Thüre.

„Tretet ein,“ sagte sie.

Thibault trat ein; Lisette machte die Thüre wieder zu und blieb im Gang stehen.

Es war wirklich dasselbe bezaubernde Zimmer, auf dieselbe Art beleuchtet, von denselben balsamischen Düften geschwängert.

Thibault suchte nach der Gräfin.

Er erwartete, sie werde vom Toilettenzimmer her zum Vorschein kommen.

Allein die Thüre desselben blieb verschlossen.

Kein Geräusch ließ sich in diesem Zimmer vernehmen, außer dem Picken der Uhr von Sevrer Porcellan und den Schlägen von Thibaults Herzen.

Er begann mit einem Entsetzen, worüber er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, um sich zu schauen.

Seine Augen blieben auf dem Bett haften.

Hier lag die Gräfin.

Sie hatte dieselben Diamantnadeln in den Haaren,

dieselbe Perlenschnur um den Hals, dasselbe rothe Tafftkleid am Leib, und an den Füßen dieselben Pantoffeln von Silberstoff, welche sie getragen hatte, um den Baron Raoul zu empfangen.

Thibault trat näher.

Die Gräfin machte keinerlei Bewegung.

„Ihr schlafet, schöne Gräfin?" fragte er, indem er sich gegen sie vorbeugte, um sie anzusehen. Aber auf einmal fuhr er zurück; seine Augen starrten, seine Haare sträubten sich, auf seiner Stirne brach Schweiß aus.

Er begann die furchtbare Wahrheit zu ahnen.

Schlief die Gräfin einen gewöhnlichen Schlaf oder den ewigen Schlaf?

Thibault nahm einen Leuchter vom Kamin und hielt ihn mit zitternder Hand an das Gesicht der seltsamen Schläferin.

Das Gesicht war blaß wie Elfenbein, die Schläfe marmorirt.

Die Lippen waren blau.

Ein Tropfen rothen Wachses fiel ganz brennend auf diese Maske des Schlafes.

Die Gräfin erwachte nicht.

„O, o, was ist das?" sagte Thibault.

Und er stellte den Leuchter, den seine zitternde Hand nicht mehr halten konnte, auf den Nachttisch.

Die beiden Arme der Gräfin hingen an ihrem Leib entlang; in jeder Hand schien sie Etwas zu verschließen.

Thibault öffnete mit Mühe die linke Hand.

Er fand darin das Fläschchen, das die Gräfin Tags zuvor aus ihrem Schrein gezogen hatte.

Er öffnete die andere Hand.

In dieser fand er ein Papier, worauf bloß die drei Worte standen:

„Getreu dem Rendezvous."

In der That getreu bis in den Tod.

Die Gräfin war todt.

Thibaults Illusionen entschwanden eine um die andere, wie die Träume des Schläfers entschwinden, wenn er allmälig erwacht.

Nur stehen in den Träumen anderer Leute die Todten wieder auf.

Thibaults Todte dagegen blieben liegen.

Er wischte sich die Stirne, ging an die Corridorthüre, öffnete sie und fand Lisette auf ihren Knieen liegend und betend.

„Die Gräfin ist also todt?" fragte Thibault.

„Die Gräfin ist todt und der Graf ist todt."

„An den Folgen der Wunden, die er in seinem Kampf mit dem Baron Raoul erhalten hat?"

„Nein, in Folge des Dolchstiches, welchen die Gräfin ihm versetzt hat."

„O, o!" machte Thibault, indem er inmitten dieses düstern Dramas eine lachende Grimasse versuchte, „dies ist eine neue Geschichte, die ich nicht kenne."

Die Zofe erzählte ihm diese Geschichte. Sie war einfach, aber furchtbar.

Die Gräfin war einen Theil des Tages im Bette geblieben und hatte den Glocken von Puiseux gelauscht, welche die Abführung der Leiche Raouls nach dem Schlosse Vauparfond verkündeten, wo er in der Gruft seiner Ahnen bestattet werden sollte.

Gegen vier Uhr Mittags verstummte das Geläute.

Der Leichnam war weggebracht.

Nun war die Gräfin aufgestanden; sie hatte den Dolch unter ihrem Kissen genommen, ihn in ihrer Brust versteckt und sich nach dem Zimmer ihres Gatten begeben.

Sie fand den Kammerdiener ganz vergnügt.

Der Arzt war so eben weggegangen, hatte den Verband abgenommen, und bürgte für das Leben des Grafen.

„Ihr werdet zugeben, daß dies ein großes Glück ist, gnädige Frau," sagte der Kammerdiener.

„Ja, es ist wirklich ein großes Glück."

Und die Gräfin trat ins Zimmer ihres Gatten.

Nach fünf Minuten kam sie heraus.

„Der Graf schläft," sagte sie; „es muß Niemand hineingehen, außer wenn er ruft."

Der Kammerdiener verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und setzte sich ins Vorzimmer, um beim ersten Signal von seinem Herrn bereit zu sein.

Die Gräfin ging auf ihr Zimmer zurück.

„Entkleide mich, Lisette," sagte sie zu ihrer Kammerfrau, „und gib mir die Kleider, die ich das letzte Mal anhatte, als er kam."

Lisette gehorchte.

Man hat gesehen, mit welcher Treue sie dieses Costüm bis in seine kleinsten Einzelheiten festgehalten hatte.

Dann schrieb die Gräfin einige Worte, welche sie zusammenlegte und in ihrer rechten Hand bewahrte.

Sofort legte sie sich auf ihr Bett.

„Wollt Ihr Nichts zu Euch nehmen, gnädige Frau?" fragte die Zofe.

„Doch, Lisette," antwortete sie, „ich will das nehmen, was in diesem Fläschchen ist."

„Wie!" sagte Lisette, „nichts Anderes?"

„Es ist genug, Lisette, denn wenn ich das getrunken haben werde, so werde ich Nichts mehr bedürfen."

Und die Gräfin hatte wirklich das Fläschchen an ihren Mund gesetzt und auf einen einzigen Zug geleert.

Dann hatte sie gesagt:

„Du hast den Mann gesehen, der uns unterwegs erwartete, Lisette; ich habe heute Abend zwischen neun und zehn Uhr in meinem Zimmer ein Rendezvous mit ihm. Erwarte ihn am bewußten Ort und führe ihn zu mir. Man soll nicht sagen können, daß ich mein Wort gebrochen habe, wenn auch nur nach dem Tode."

Thibault konnte Nichts dawider einwenden: die Verabredung war festgehalten worden.

Nur hatte sich die Gräfin allein mit ihrer Rache befaßt.

Man erfuhr dies, als der Kammerdiener, beunruhigt durch das Schweigen seines Herrn, die Thüre halb öffnete, auf den Zehen hineinschlich und seinen Herrn, mit einem Dolch im Herzen, auf dem Rücken liegend fand.

Dann war man herbeigesprungen, um die Nachricht der gnädigen Frau zu melden, und man hatte auch die gnädige Frau todt gefunden. Das Gerücht von dem doppelten Tod hatte sich alsbald im Hause verbreitet, und die ganze Dienerschaft war entflohen,

weil sie behauptete, der Würgengel sei ins Schloß eingezogen.

Nur die Zofe war da geblieben, um die letzten Wünsche ihrer Gebieterin zu erfüllen. Thibault hatte Nichts mehr im Hause zu thun. Er ließ die Gräfin auf ihrem Bett, Lisette bei ihr, und ging hinab.

Wie die Zofe ihm gesagt hatte, brauchte er keine Begegnung mit der Herrschaft oder Dienerschaft mehr zu fürchten. Die Dienerschaft war entflohen, die Herrschaft war gestorben.

Thibault ging wieder durch die Maueröffnung. Der Himmel war düster, und wäre es nicht im Januar gewesen, so hätte man glauben können, ein Gewitter sei im Anzug.

Man sah im Park kaum eine Spur vom Fußpfad.

Zwei- oder dreimal blieb Thibault lauschend stehen; er meinte gehört zu haben, wie rechts und links das zur Erde liegende Gezweig unter Tritten erkrachte, die sich nach den seinigen zu richten schienen.

Als er an die Oeffnung kam, hörte er ganz deutlich eine Stimme sagen:

„Er ist's!"

Im selben Augenblick sprangen zwei Gendarmen, die außerhalb der Mauer im Hinterhalt lagen, auf Thibault zu und packten ihn beim Kragen, während zwei andere ihn von hinten angriffen.

Carmesin, der in seiner Eifersucht über Lisette einen Theil seiner Nächte verwachte und herumschweifte, hatte in der vorhergehenden Nacht einen verdächtigen Menschen auf Schleichwegen ein- und ausgehen gesehen und dem Brigadier der Gendarmerie deßhalb Anzeige gemacht.

Die Anklage erhielt um so mehr Gewicht, als man die neuen Unglücksfälle im Schloß erfuhr.

Der Brigadier schickte vier Mann mit dem Befehl, jeden verdächtigen Herumstreicher zu verhaften.

Zwei von ihnen legten sich, unter Carmesins Anleitung, bei der Mauerlücke in Hinterhalt; die zwei andern folgten Thibault Schritt für Schritt im Parke.

Man hat gesehen, wie sie auf ein Signal von Carmesin alle vier über ihn herfielen.

Der Kampf war lang und hartnäckig.

Thibault war kein Mann, der sich von vier Gendarmen ohne alle Schwierigkeit überwältigen ließ.

Aber er hatte keine Waffen; sein Widerstand war vergeblich.

Die Gendarmen hatten um so mehr Beharrlichkeit gezeigt, als sie Thibault erkannt hatten, der in Folge des verschiedenen Unglücks, das er schon nach sich gezogen, einen abscheulichen Ruf in der Gegend zu bekommen anfing. Thibault wurde zu Boden geworfen, geknebelt und zwischen zwei Pferde genommen.

Die zwei andern Gendarmen ritten, der eine voraus, der andere hintennach.

Thibault hatte sich mehr aus Eigenliebe als aus einem andern Grund mit ihnen herumgeschlagen.

Bekanntlich besaß er eine unbegrenzte Macht, um Böses zu thun.

Er brauchte nur den Tod seiner vier Gegner zu wünschen, so wären sie alle vier todt umgesunken.

Aber dazu blieb ihm ja immer noch Zeit genug übrig, und wäre es am Fuße des Schaffots. So

lange er noch wünschen durfte, war er sicher, daß die menschliche Justiz ihm Nichts anhaben konnte.

Nachdem Thibault also an den Händen mit Stricken gebunden und an den Füßen gefesselt war, schritt er mit augenscheinlicher Ergebung zwischen seinen Gendarmen einher.

Ein Gendarme hielt das Ende des Stricks, an den er gebunden war.

Sie rissen Witze und fragten den Hexenmeister Thibault lachend, warum er sich habe fangen lassen, da er doch eine solche Macht besitze.

Und Thibault antwortete auf ihre Spöttereien mit dem bekannten Sprüchwort:

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Die Gendarmen hofften freilich, daß sie zuletzt lachen würden.

Man kam über Puiseux hinaus und in den Wald.

Das Wetter war immer trübseliger geworden. Es sah aus, als hingen die Wolken, gleich einem ungeheuern schwarzen Schleier, an den Baumwipfeln. Man sah keine vier Schritte weit vor sich. Thibault dagegen sah.

Er sah von allen Seiten her Lichter schnell in der Finsterniß vorbeikommen und sich nach allen Richtungen kreuzen.

Diese Lichter näherten sich immer mehr und waren von einem Getrippel in dem dürren Laube begleitet.

Die Pferde wichen ängstlich zurück und zitterten im Nachtwind unter ihren Reitern.

Das plumpe Gelächter der Gendarmen verstummte nach und nach.

Thibault seinerseits begann zu lachen.

„Warum lachst Du?“ fragte ihn ein Gendarm.

„Weil ihr nicht mehr lachet,“ antwortete Thibault.

Beim Getöne von Thibaults Stimme kamen die Lichter näher, und das Getrippel wurde vernehmlich.

Dann hörte man ein unheimliches Geräusch, ein Geräusch von Kinnbacken, worin die Zähne an einander klapperten.

„Ja, ja, meine lieben Wölfe,“ sagte Thibault, „ihr habt Menschenfleisch gekostet, und das hat euch wohl gut gedäucht?“

Ein beifälliges Geknurre, das zugleich an den Hund und an die Hyäne erinnerte, war die Antwort.

„Es ist so,“ sagte Thibault, „ich begreife; nachdem ihr den Waldschützen gefressen habt, möchtet ihr auch gern Gendarmen kosten.“

„O, o,“ sagten die Reiter, die zu schaudern anfingen, „mit wem sprichst Du denn?“

„Mit denjenigen, die mir antworten,“ sagte Thibault.

Und er stieß ein Geheule aus. Zwanzig Töne derselben Art antworteten ihm. Einige waren bis auf zehn Schritte nah, andere waren weit entfernt.

„Hm,“ machte einer der Gendarmen, „was sind denn das für Thiere, die uns so nachlaufen, deren Augen im Finstern blitzen, und deren Sprache dieser Elende zu reden scheint?“

„O, o!“ sagte der Holzschuhmacher, „ihr nehmet den Wolfsführer Thibault gefangen, ihr führet ihn in der Nacht durch die Wälder, und ihr fraget noch, was diese Lichter und diese heulenden Stimmen sind, die ihm folgen. Hört ihr's, Freunde?“ rief Thibault;

„diese Herren wollen wissen, wer ihr seid. Antwortet ihnen alle zusammen, damit sie keinen Zweifel mehr haben."

Die Wölfe gehorchten ihrem Herrn und stießen ein einstimmiges, langes Geheul aus.

Die Pferde begannen zu schnauben; zwei oder drei bäumten sich.

Die Gendarmen thaten alles Mögliche, um ihre Thiere theils durch Streicheln, theils durch freundliches Zureden zu beschwichtigen.

„O," sagte Thibault, „das ist noch nichts; ihr werdet es sogleich sehen, wenn jedes Pferd zwei Wölfe auf dem Kreuz und einen am Hals sitzen hat."

Die Wölfe gingen unter den Füßen der Pferde durch und umwedelten Thibault kosend.

Einer von ihnen stellte sich an seine Brust, als wollte er seine Befehle verlangen.

„Sogleich, sogleich," sagte Thibault, „wir haben Zeit. Seien wir keine Egoisten und gönnen wir unsern Kameraden Zeit, um anzukommen."

Die Gendarmen vermochten ihre Pferde nicht mehr zu bewältigen; diese bäumten sich, machten Seitensprünge, und obschon sie nur im Schritt gingen, troffen sie doch von Schweiß und Schaum.

„Nicht wahr," sagte Thibault zu den Gendarmen, „jetzt würdet ihr gerne einen Handel mit mir schließen? Ihr würdet mir gerne die Freiheit schenken unter der Bedingung, daß ihr heute Nacht in euern eigenen Betten schlafen dürftet?"

„Im Schritt," sagte einer der Gendarmen; „so lange wir im Schritt reiten, haben wir Nichts zu fürchten."

Ein anderer zog seinen Säbel.

Einige Secunden darauf hörte man ein Schmerzgeheul.

Einer der Wölfe hatte einen Gendarmen beim Stiefel gepackt, und dieser hatte ihm seinen Säbel durch den Leib gerannt.

„Ei wie unvorsichtig, Gendarme!" sagte Thibault; „die Wölfe fressen einander, dem Sprüchwort zum Trotz, und wenn sie einmal Blut verschmeckt haben, so weiß ich nicht, ob ich selbst sie noch bändigen kann."

Die Wölfe fielen insgesammt über ihren verwundeten Kameraden her. Nach fünf Minuten blieben nur noch die Knochen von ihm übrig.

Die Gendarmen hatten diese Frist benützt, um einen Vorsprung zu gewinnen; sie ließen indeß Thibault nicht los, sondern zwangen ihn, mit ihren Pferden gleich zu laufen. Aber was Thibault vorhergesagt hatte, traf ein.

Man hörte auf einmal Etwas wie Sturm.

Es war die Meute, die aus Leibeskräften nachjagte.

Die Pferde, die im stärksten Trab liefen, wollten sich, erschreckt durch das Getrappel, den Geruch und das Geheul der Wölfe, nicht wieder in den Schritt bringen lassen.

Sie begannen vielmehr, trotz aller Anstrengungen ihrer Reiter, zu galoppiren.

Der Gendarme, der Thibault am Strick hielt, bedurfte jetzt seiner beiden Hände, um sein Pferd zu bemeistern, und ließ seinen Gefangenen los.

Die Wölfe sprangen den Pferden theils auf das Kreuz, theils an den Hals.

Sobald diese die spitzen Zähne ihrer Feinde empfanden, stoben sie nach allen Richtungen auseinander.

„Hurrah, Wölfe! Hurrah!" rief Thibault.

Aber die furchtbaren Thiere bedurften keiner Aufmunterung. Nur zwei oder drei blieben bei Thibault, und bald hatte jedes Pferd sechs oder sieben Verfolger hinter sich.

Pferde und Wölfe verschwanden nach allen Seiten der Windrose, und bald hörte man das Nothgeschrei der Männer, das Schmerzgewieher der Pferde und das Wuthgeheul der Wölfe in der Ferne immer schwächer werden.

Thibault war frei geblieben.

Nur waren seine Hände durch einen Strick geknebelt, und an den Füßen hatte er Fesseln.

Zuerst versuchte er seine Bande aufzubeißen. Unmöglich.

Dann wollte er sie durch seine Muskelkraft zerreißen. Vergeblich.

Die verschiedenen Versuche machten nur, daß ihm die Stricke ins Fleisch schnitten, und hatten keinen Erfolg.

Jetzt war es an ihm, vor Schmerz, Angst und Wuth aufzubrüllen.

Endlich, als er es müde geworden, seine geknebelten Arme zu verdrehen, hob er seine Fäuste gen Himmel und rief:

„Schwarzer Wolf, mein Freund, mach, daß diese Stricke von meinen Armen fallen. Du weißt ja, daß ich die Hände bloß frei haben will, um Böses zu thun!"

Im selben Augenblick zerborsten die Stricke und

fielen zu den Füßen Thibaults, der jetzt unter Freudengebrüll mit seinen Händen in der Luft herumfocht.

XX.

Der böse Geist.

Am folgenden Abend um neun Uhr ging ein Mann auf der Straße von Puits-Sarrasin nach dem Wald von Ozières.

Es war Thibault, der seiner Hütte einen letzten Besuch abstatten und sehen wollte, ob der Brand irgend welche Trümmer übrig gelassen habe.

Ein rauchender Aschenhaufe bezeichnete den Platz, wo sie gestanden.

Gleich als hätte Thibault ihnen hier ein Rendezvous gegeben, bildeten Wölfe einen weiten Kreis um diese Ruinen, auf welche sie mit finsterer Wuth hinschauten; sie schienen zu begreifen, daß man durch Zerstörung dieser armseligen, aus Zweigen und Erde erbauten Hütte den Mann angegriffen hatte, der ihnen kraft seines Vertrags mit dem schwarzen Wolf zum Herrn gegeben war.

Als Thibault in den Kreis trat, stießen alle Wölfe zugleich ein langes, unheimliches Geheul aus, als wollten sie zu verstehen geben, daß sie bereit seien, seiner Rache zu dienen.

Thibault setzte sich auf den Platz, wo sein Herd gestanden.

Man erkannte diesen Platz an einigen geschwärzten, aber unversehrt gebliebenen Steinen und an der höheren Asche.

Er blieb hier einige Minuten in schmerzliche Betrachtung versunken.

Er bedachte nicht, daß das Unglück, das er vor Augen hatte, die Folge und Strafe seiner neidischen Gelüste war, die noch immer größer wurden. Er empfand weder Reue noch Bedauern. Seine Freude darüber, daß er sich jetzt in den Stand gesetzt sah, den Menschen Böses mit Bösem zu vergelten, sein Stolz darauf, daß er mit Hilfe dieser furchtbaren Bundesgenossen einen Kampf mit seinen Verfolgern wagen konnte, beherrschten in ihm alle andern Empfindungen.

Und als die Wölfe kläglich heulten, sagte Thibault zu ihnen:

„Ja, ja, euer Geheul stimmt zu dem Geschrei meines Herzens. Die Menschen haben meine Hütte zerstört und die Asche der Werkzeuge, womit ich mein Brod verdiente, in den Wind gestreut; ihr Haß verfolgt mich wie euch; ich habe weder Gnade noch Mitleid von ihnen zu erwarten; wir sind ihre Feinde, wie sie die unsrigen sind; ich werde weder Gnade noch Erbarmen gegen sie üben; kommt also und laßt uns von der Hütte ins Schloß die Verwüstung zurücktragen, welche sie bei mir angerichtet haben."

Und wie ein Räuberhauptmann mit seinen Spießgesellen, zog jetzt der Wolfsführer inmitten seiner ganzen Bande auf Zerstörung und Mord aus.

Diesmal galt die Verfolgung nicht mehr den Hirschen, den Damböcken, den Rehen und anderem schüchternen Wild.

Unter dem Schutz des nächtlichen Dunkels zog er zuerst gegen das Schloß Vez, denn hier hauste sein Hauptfeind.

Der Baron besaß drei Höfe, die zum Schloß gehörten, verschiedene Ställe voll von Pferden und Hornvieh, Pferche mit Hunderten von Schafen.

Gleich in der ersten Nacht wurde Alles angegriffen.

Am folgenden Tag fand man zwei Pferde, vier Kühe und zehn Schafe erwürgt.

Der Baron zweifelte einen Augenblick, ob er dieses Unglück den Thieren zuzuschreiben habe, mit denen er einen so furchtbaren Krieg führte; das Ganze glich nicht dem brutalen Angriff einer wilden Thierhorde, sondern einem wohlbedachten und fein angelegten Racheact.

Gleichwohl war an den Spuren der Zähne in den Wunden so wie der Pfoten auf dem Boden leicht zu erkennen, daß simple Wölfe die Verheerung angerichtet hatten.

In der folgenden Nacht legte man sich in den Hinterhalt.

Aber Thibault und seine Wölfe befanden sich auf der entgegengesetzten Seite des Waldes.

Diesmal wurden die Pferde-, Vieh- und Schafställe von Soucy und Vivieres heimgesucht.

In der dritten Nacht kam die Reihe an Boursonne und Yvars.

Das Werk der Zerstörung sollte, nachdem es einmal begonnen war, mit Hartnäckigkeit fortgesetzt werden.

Der Wolfsführer verließ seine Wölfe nicht mehr; er schlief in ihren Höhlen; er lebte mitten unter ihnen; er reizte ihren Blutdurst und ihre Mordlust.

Mancher Holzmacher, mancher arme Mann, der

Haidekraut sammelte, stieß im Gebüsch auf den drohenden Rachen eines Wolfes mit weißen, spitzen Zähnen, und wurde von ihm fortgetragen oder zerrissen, wenn er sich nicht zufällig durch seinen Muth und seine gute Hippe rettete.

Die Wölfe, denen menschlicher Verstand zu Hilfe kam, waren vermöge ihrer Organisation und Disciplin furchtbarer geworden, als eine Horde Lanzknechte, die über ein erobertes Land herfallen.

Der Schrecken war allgemein; Niemand wagte mehr unbewaffnet seine Stadt oder sein Dorf zu verlassen; man fütterte das Vieh in den Ställen, und wenn die Leute ausgingen, so warteten sie auf einander, um ansehnliche Massen zu bilden.

Der Bischof von Soissons verordnete öffentliche Gebete um Thauwetter, denn man schrieb diese ungewohnte Wildheit der Wölfe dem massenhaften Schnee zu.

Man sagte freilich auch, diese Wölfe werden von einem Menschen aufgereizt, angeleitet und angeführt; dieser Mensch sei unermüdlicher, grausamer und unerbittlicher als die Wölfe selbst; er nähre sich, gleich seinen Kameraden, von zuckendem Fleisch und saufe Blut.

Das Volk bezeichnete und nannte Thibault.

Der Bischof schleuderte den Bannstrahl über den ehemaligen Holzschuhmacher.

Herr Jean seinerseits behauptete, die Blitze der Kirche vermögen nur dann Etwas gegen die bösen Geister, wenn sie tüchtige Hetzjagden in ihrem Gefolge haben.

Er betrübte sich allerdings ein wenig über so

viel vergossenes Blut, er fühlte sich etwas gedemüthigt dadurch, daß sein eigenes Vieh, das Vieh des Wolfsjägermeisters, ganz besonders von den Thieren heimgesucht wurde, zu deren Ausrottung er aufgestellt war; aber im Grund dachte er doch nicht ohne geheime Freude an die glorreichen Jagden, die seiner warteten, und an die Berühmtheit, die er sich unfehlbar unter allen ausgezeichneten Jägern erwerben mußte. Seine Leidenschaft für die Jagd steigerte sich in diesem Kampf, den seine Gegner so offen und ehrlich angenommen zu haben schienen, zu einer riesigen Höhe; er gönnte sich weder Rast noch Ruhe; er schlief nicht mehr; er aß im Sattel; er streifte ganze Nächte lang mit Munter und Engoulevent, der aus Rücksicht auf seine Verheirathung zum Rüdenknecht erhoben worden war, auf den Feldern umher; schon am frühen Morgen saß er zu Pferd, griff einen Wolf an und jagte ihn, so lange es hell genug war, daß er seine Hunde erkannte.

Aber leider verschwendete Herr Jean alle seine Kenntniß des edlen Waidwerks, all seinen Muth, all seine Beharrlichkeit ganz umsonst.

Er überwältigte da und dort irgend einen schlechten jungen Wolf, irgend ein abgemagertes, räudiges Thier, irgend einen unvorsichtigen Fresser, der des Guten zu viel gethan hatte, so daß er nach einer Verfolgung von zwei oder drei Stunden den Athem verlor; aber die großen Wölfe mit fahlem Pelz, starker Brust und schlankem Bauch, stählernen Kniekehlen und langen, dürren Pfoten, diese verloren kein Haar im Kriege mit ihm.

Durch Thibaults Hilfe bekämpften sie ihre Gegner mit beinahe gleichen Waffen.

Wie Herr Jean ewig bei seinen Hunden blieb, so verließ der Wolfsführer seine Wölfe nicht; nach einer Nacht der Verheerung und Plünderung hielt er seine Bande munter und bereit, demjenigen Hilfe zu bringen, welchen Herr Jean aufgetrieben hatte; dieser verlegte sich dann, den Anleitungen des Holzschuhmachers gemäß, auf Ränke, verdoppelte und durchkreuzte seine Fährten, lief in den Bächen, sprang über niedrige Bäume, um Menschen und Hunden doppelte Mühe zu machen; endlich aber, wenn er eine Abnahme seiner Kräfte verspürte, suchte er das Weite. Dann kamen das ganze Rudel Wölfe und ihr Führer dazwischen: beim geringsten Schwanken wurde eine so geschickte Wendung ausgeführt, daß man nur aus unmerklichen Zeichen schließen konnte, daß die Hunde nicht mehr meutenweise das Thier verfolgten, und daß nichts Geringeres als die gründliche Erfahrung des Herrn Jean dazu gehörte, um aus der Sache klug zu werden.

Und dennoch täuschte er sich manchmal.

Ueberdies machten, wie wir bereits gesagt haben, die Wölfe ihrerseits auf die Jäger Jagd: es war dies eine Meute, die eine andere jagte.

Nur war die Meute der Wölfe, da sie stumm jagte, furchtbarer als die der Hunde.

Blieb ein abgematteter Hund zurück, verirrte sich ein anderer beim Streifen von dem Hauptcorps hinweg, so wurde er augenblicklich erwürgt, und der Nachfolger des armen Markotte, Meister Engoulevent, den wir schon zu wiederholten Malen zu nennen

Gelegenheit hatten, wurde eines Tags, als er auf den Nothschrei eines seiner Hunde herbeieilte, selbst angegriffen, und verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes.

In kurzer Zeit war die Meute des Herrn Jean decimirt; seine besten Hunde waren an Erschöpfung crepirt, die mittelmäßigen waren unter den Zähnen der Wölfe erlegen, und im Pferdestall sah es nicht viel besser aus als im Hundestall: Bayard war verschlagen, Tancred hatte sich bei Ueberspringung eines Grabens die Flechsen verletzt, Tapfer war durch eine Ausköthung invalid geworden; glücklicher als seine drei Kameraden, war Sultan auf dem Felde der Ehre gestorben, erliegend unter einer sechszehnstündigen Treibjagd und dem Gewicht seines riesigen Herrn, dessen Muth ungebeugt blieb bei solchen Unfällen, die indeß Leichenhaufen von seinen edelsten und treuesten Dienern um ihn her errichteten.

Herr Jean glich jenen großherzigen Römern, welche gegen die immer neu emporkommenden Carthager alle Mittel der Kriegskunst erschöpften: er änderte seine Tactik und versuchte es mit Treibjagden. Er rief den Bann und Nachbann der Bauern zusammen und durchstreifte die Wälder mit einer furchtbaren Macht, so daß da, wo die Treiber durchgekommen waren, kein Hase mehr im Lager blieb. Aber es war Thibaults Sache, diese Treibjagden vorherzusehen und die Plätze zu errathen, wo sie stattfinden sollten.

Trieb man bei Vivieres oder Soucy, so machten die Wölfe und ihr Führer einen Abstecher nach Boursonne oder Yvars.

Trieb man bei Haramont oder Longpré, so erfuhr man von ihnen in Corcy und Vertesfeuilles.

Vergebens begab sich Herr Jean schon bei Nacht in die bezeichneten Schläge, vergebens umzingelte er sie in der größten Stille und griff schon mit Tagesanbruch an, die Treiber konnten nie einen einzigen Wolf aus seinem Lager aufjagen.

Nicht ein einziges Mal ließ Thibaults Wachsamkeit sich hintergehen.

Hatte er schlecht gehört oder falsch verstanden, so daß er den Ort des Angriffs nicht wußte, so ließ er durch Curiere, die er zu Anfang der Nacht abschickte, alle Wölfe auf einem Punct versammeln und zog dann mit ihnen von einem Wald in den andern.

Dies währte mehrere Monate so fort.

Wie der Baron Jean, so verfolgte auch Thibault seinerseits die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, mit leidenschaftlicher Energie; gleich seinem Gegner, schien auch er übernatürliche Kräfte erworben zu haben, um so vielen Strapatzen und Aufregungen zu widerstehen, und dies war um so bemerkenswerther, als in den kurzen Augenblicken der Rast, welche der Baron von Vez dem Wolfsführer vergönnte, Letzterer sich ganz und gar keiner Gemüthsruhe erfreute.

Die Handlungen, die er beging und veranstaltete, flößten ihm nicht gerade Abscheu ein, er erklärte sie für natürlich und schob die Folgen denjenigen in die Schuhe, die ihn, wie er behauptete, dazu getrieben hatten.

Gleichwohl hatte er Augenblicke der Kleinmüthigkeit, worüber er sich keine Rechenschaft zu geben ver-

mochte, und dann war er traurig, mürrisch, niedergeschlagen inmitten seiner wilden Kameradschaft.

Dann erschien ihm das Bild Agnelettes, und seine ganze Vergangenheit als ehrsamer und fleißiger Handwerker, sein einst so friedsames und schuldloses Leben personificirte sich in dieser lieblichen Gestalt.

Auch liebte er sie, wie er es nie für möglich gehalten hätte, Jemand zu lieben. Bald weinte er verzweiflungsvoll über so viel verlornes Glück, bald hatte er Anfälle von eifersüchtiger Wuth über denjenigen, der jetzt Etwas besaß, wonach er selbst, Thibault, nur die Hand auszustrecken gebraucht hätte.

Eines Tags, als Herr Jean, um neue Vernichtungspläne vorzubereiten, genöthigt gewesen war, die Wölfe in Ruhe zu lassen, verließ Thibault in obenbezeichneter Stimmung die Höhle, worin er unter seinen Wölfen lebte.

Es war eine herrliche Sommernacht.

Er schweifte im Hochwald umher, dessen Wipfel der Mond versilberte, und gedachte der Zeiten, wo er sorgenfrei und mit ruhigem Gemüth über die schönen Moosteppiche einhergeschritten war.

Jetzt gelangte er zu dem einzigen Glück, das ihm noch erreichbar war: zum Vergessen.

Er war tief in diesen holden Traum von seiner ersten Vergangenheit versunken, als er auf einmal, hundert Schritte von sich, einen Nothschrei höte.

Er war so sehr an solche Rufe gewöhnt, daß er in einem andern Augenblick kaum darauf geachtet haben würde.

Aber eben jetzt hatte die Erinnerung an Agnelette sein Herz weich und mitleidig gestimmt.

Dies war um so natürlicher, als Thibault sich in der Nähe des Platzes befand, wo er das holde Kind zum ersten Mal gesehen hatte.

Er eilte also nach dem Ort, von wo der Schrei gekommen war, und erblickte ein Weib, das sich eines ungeheuren Wolfes zu erwehren suchte, der sie zu Boden geworfen hatte.

Thibaults Herz schlug, ohne daß er sich seine Rührung zu erklären vermochte, stärker als gewöhnlich.

Er packte das Thier am Hals und schleuderte es zehn Schritte von seinem Opfer weg; sodann nahm er die Frau in seine Arme und trug sie auf die Böschung des Grabens.

Jetzt beleuchtete ein Mondstrahl, der zwischen zwei Wolken durchglitt, das Gesicht der Person, die er dem Tode entrissen.

Thibault erkannte Agnelette.

Er wußte zehn Schritte von da eine Quelle, dieselbe, worin er sich das erste Mal betrachtet und ein rothes Haar wahrgenommen hatte.

Er lief hin, füllte seine beiden Hände mit Wasser und spritzte es der jungen Frau ins Gesicht.

Agnelette öffnete die Augen, stieß einen Angstschrei aus und versuchte zu fliehen.

„Ei wie!" rief der Wolfsführer, wie wenn er noch immer der Holzschuhmacher Thibault wäre, „Ihr erkennt mich nicht, Agnelette?"

„O freilich erkenne ich Euch, Thibault; ich erkenne Euch," rief die junge Frau, „und eben darum habe ich Angst."

Sodann sank sie auf ihre Kniee und bat mit gefalteten Händen:

„Tödtet mich nicht, Thibault! tödtet mich nicht! die alte Großmutter würde sich zu Tode grämen; tödtet mich nicht, Thibault!"

Der Wolfsführer stand ganz bestürzt da.

Jetzt erst begriff er den schrecklichen Ruf, den er sich erworben, da sein Anblick dem Weib, das ihn geliebt hatte, und das er noch immer liebte, eine solche Angst einjagen konnte.

Einen Augenblick schauderte er vor sich selbst.

„Ich Euch tödten, Agnelette!" sagte er, „während ich Euch doch dem Tod entreißen will! O, Ihr müßt einen sehr großen Haß gegen mich haben, daß Euch ein solcher Gedanke kommen konnte."

„Ich hasse Euch nicht, Thibault," antwortete die junge Frau; „aber man erzählt sich so Vieles von Euch, daß Ihr mir Furcht einflößet."

„Und spricht man auch von dem Mädchen, durch dessen Treulosigkeit Thibault zu all diesen Verbrechen getrieben worden ist?"

„Ich verstehe Euch nicht," sagte Agnelette, indem sie ihn mit ihren großen, himmelblauen Augen anschaute.

„Ei wie!" versetzte Thibault, „Ihr verstehet nicht, daß ich Euch liebte, daß ich Euch anbetete, und daß Euer Verlust mich wahnsinnig gemacht hat?"

„Wenn Ihr mich liebtet, wenn Ihr mich anbetetet, Thibault, wer hat Euch denn verhindert mich zu heirathen?"

„Der böse Geist," murmelte Thibault.

„Ich liebte Euch," fuhr die junge Frau fort, „und ich habe mit Schmerzen auf Euch gewartet."

Thibault stieß einen Seufzer aus.

„Ihr liebtet mich, Agnelette?“ sagte er.

„Ja,“ antwortete die junge Frau mit ihrer lieblichen Stimme und ihrem bezaubernden Blick.

„Aber jetzt,“ fuhr Thibault fort, „jetzt ist Alles aus, und Ihr liebet mich nicht mehr?“

„Thibault,“ antwortete Agnelette, „ich liebe Euch nicht mehr, weil ich Euch nicht mehr lieben darf. Aber man schlägt sich seine erste Neigung nicht so leicht aus dem Sinn, wie man gerne möchte.“

„Agnelette!“ rief Thibault ganz schaudernd, „gebt wohl Acht, was Ihr saget.“

„Warum,“ sagte das Kind mit naivem Kopfschütteln, „warum sollte ich mich mit meinen Reden in Acht nehmen, da ich nur die Wahrheit sagen werde? Damals, als Ihr mir sagtet, daß Ihr mich zur Frau nehmen wollet, glaubte ich Euch, Thibault; denn warum hättet Ihr mich belügen sollen in dem Augenblick, wo ich Euch einen Dienst geleistet hatte? Dann begegnete ich Euch später, ohne daß ich Euch suchte; Ihr seid zu mir hergekommen, habt Worte der Liebe zu mir gesagt und habt zuerst wieder von Eurem Versprechen angefangen. Auch daran war ich nicht Schuld, Thibault, daß ich Angst bekam vor diesem Ring, den Ihr am Finger hattet, und der zwar für Euch groß genug, aber schrecklicher Weise für mich zu klein war.“

„Wollt Ihr, daß ich diesen Ring nicht mehr trage?“ sagte Thibault; „wollt Ihr, daß ich ihn wegwerfe?“

Und er versuchte ihn von seinem Finger zu ziehen.

Aber wie der Ring zu klein gewesen war, um in

Agnelettes Finger hineinzugehen, so war er jetzt zu klein, um aus Thibaults Finger herauszugehen.

Vergebens bot er alle seine Kräfte auf, vergebens suchte er ihn sogar mit den Zähnen herauszubringen: der Ring schien auf Ewigkeiten an seinem Finger festgenietet.

Thibault sah wohl, daß er auf eine Trennung von diesem Ring verzichten mußte, und daß derselbe eine Bürgschaft seines Vertrags mit dem schwarzen Wolfe war.

Seufzend und muthlos ließ er seine Arme wieder sinken.

„Damals," fuhr Agnelette fort, „bin ich entflohen. Ich weiß wohl, daß es unrecht von mir war; aber ich konnte meine Angst nicht bemeistern beim Anblick dieses Ringes und besonders . . ."

Sie schlug ängstlich ihre Augen bis zu Thibaults Stirne auf.

Thibault war barhäuptig, und beim Mondschein konnte Agnelette sehen, daß es nimmer ein einziges Haar war, das in den höllischen Flammen geröthet zu sein schien, sondern daß die Hälfte der Haare des Wolfsführers die diabolische Färbung angenommen hatte.

„O!" sagte sie zurückweichend, „Thibault, Thibault! was ist mit Euch geschehen, seit ich Euch nicht mehr gesehen habe?"

„Agnelette!" rief Thibault, indem er seine Stirne an die Erde lehnte und seinen Kopf in beiden Händen hielt; „was mit mir geschehen ist, das könnte ich keiner menschlichen Creatur, selbst einem Priester nicht, erzählen; aber zu Euch, Agnelette, sage ich ein-

sach das: Agnelette, Agnelette, habt Mitleid mit mir, denn ich bin sehr unglücklich gewesen."

Agnelette trat wieder näher zu Thibault und ergriff seine Hände.

„Ihr liebtet mich also! Ihr liebtet mich also!" rief Thibault.

„Was wollt Ihr, Thibault?" erwiederte die junge Frau mit derselben Sanftmuth und Unschuld; „ich hatte Euer Gerede ernsthaft genommen, und so oft Jemand an die Thüre unserer Hütte klopfte, so pochte mein Herz, weil ich dachte, Ihr wäret es und kämet, um zu der alten Frau zu sagen: Mutter, ich liebe Agnelette, Agnelette liebt mich, wollt Ihr sie mir zum Weib geben? Wenn man dann aufgemacht hatte und ich sah, daß Ihr es nicht waret, so verbarg ich mich in einer Ecke und weinte."

„Und jetzt, Agnelette, jetzt?"

„Jetzt," sagte die junge Frau, „ist es sonderbar, Thibault, trotz all dem Schrecklichen, was man von Euch erzählt, habe ich keine Angst mehr, denn es scheint mir, daß Ihr es nicht böse mit mir meinen könnt, und ich ging herzhaft durch den Wald, als dieses schreckliche Thier, von dem Ihr mich befreit habt, über mich herfiel."

„Aber warum waret Ihr in der Nähe Eurer alten Wohnung? Wohnet Ihr nicht mit Eurem Mann zusammen?"

„Wir haben allerdings einige Zeit in Vez gewohnt; aber in Vez war kein Platz für die alte blinde Mutter. Da sagte ich zu meinem Mann: Die Großmutter vor Allem! Ich gehe zu ihr zurück. Wenn Du mich besuchen willst, so kannst Du kommen."

„Und er hat eingewilligt?"

„Er wollte Anfangs nicht; aber ich machte ihm begreiflich, daß die Großmutter siebzig Jahre alt ist; daß wir, wenn wir ihr noch zwei oder drei Jahre zu leben geben — Gott verhüte, daß ich Recht habe! — zwei oder drei Jahre etwas genirt seien, und weiter Nichts, während wir beide sehr wahrscheinlich lange Jahre zu leben haben. Dann hat er begriffen, daß man demjenigen Theil geben müsse, der das Wenigste habe."

Aber inmitten dieser Erklärung Agnelettes hatte Thibault nur einen einzigen Gedanken verfolgt, nämlich, daß ihre frühere Liebe für ihn in ihrem Herzen noch nicht erloschen sei.

„Also liebtet Ihr mich, Agnelette? Also könntet Ihr mich noch lieben, Agnelette?"

„Nein, das ist unmöglich, da ich einem Andern gehöre."

„Agnelette! Agnelette! saget nur, daß Ihr mich liebet."

„Im Gegentheil, wenn ich Euch liebte, so würde ich alles Mögliche thun, um es Euch zu verbergen."

„Warum?" rief Thibault, „warum denn? Du kennst meine Macht nicht. Ich weiß wohl, daß ich vielleicht nur noch einen oder zwei Wünsche thun darf; aber wenn Du mir diese Wünsche ausdenken hilfst, so kann ich Dich reich machen wie eine Königin; wir können die Gegend, Frankreich, Europa verlassen; es gibt große Länder, die Du nicht einmal von Namen kennst, Agnelette: man nennt sie America, man nennt sie Indien. Es sind dies Paradiese mit einem blauen Himmel, großen Bäumen und Vögeln

von allen Arten. Agnelette, sag, daß Du mir folgen willst; Niemand wird erfahren, daß wir zusammen abgereist sind, Niemand wird erfahren, wo wir sind, Niemand wird erfahren, daß wir uns lieben, Niemand wird auch nur erfahren, daß wir noch leben."

„Mit Euch fliehen, Thibault!" sagte Agnelette, indem sie den Wolfsführer ansah, als hätte sie nur die Hälfte seiner Worte verstanden; „wißt Ihr denn nicht, daß ich nicht mehr mir selbst gehöre? Wißt Ihr nicht, daß ich verheirathet bin?"

„Was liegt daran," sagte Thibault, „wenn Du mich liebst, und wenn wir glücklich leben können!"

„O Thibault! Thibault! was saget Ihr?"

„Höre," sagte Thibault, „ich will im Namen dieser und der künftigen Welt mit Dir sprechen. Willst Du meinen Leib und meine Seele zugleich retten, Agnelette? Widerstehe mir nicht, hab Mitleid mit mir, komm mit mir. Laß uns aufbrechen, laß uns irgendwohin gehen, wo man dieses Geheul nicht mehr hört, wo man diesen Blutgeruch nicht mehr einhaucht; und wenn Ihr eine Scheu davor habt eine reiche und vornehme Dame zu werden, so laßt uns an einen Ort gehen, wo ich wieder der Handwerker Thibault, der arme Thibault, aber der geliebte und folglich bei seinen harten Arbeiten glückliche Thibault werden kann, an einen Ort, wo Agnelette keinen andern Mann hat als mich."

„Thibault! Thibault! ich war bereit, Euer Weib zu werden, und Ihr habt mich verschmäht."

„Agnelette, erinnere mich nicht mehr an ein Unrecht, wofür ich so grausam gestraft worden bin."

„Thibault, ein Anderer hat das gethan, was

Ihr nicht thun wolltet: er hat das arme junge Mädchen geheirathet; er hat die blinde, alte Frau zu sich genommen; er hat der Einen seinen Namen, der Andern Brod gegeben; er hat Nichts begehrt als meine Liebe, keinen andern Reichthum gefordert als meinen Schwur; könnt Ihr verlangen, daß ich ihm Gutes mit Bösem vergelte? Könnt Ihr zu mir sagen, daß ich denjenigen, der mir seine Liebe bewiesen hat, verlassen und denjenigen vorziehen soll, der mir nur Beweise seiner Gleichgültigkeit gegeben hat?"

„Aber da Du ihn nicht liebst, sondern mich, was liegt dann an alle dem, Agnelette!"

„Thibault, verdrehet nicht meine Worte, um darin einen Sinn zu finden, den sie nicht haben. Ich habe von der Freundschaft gesprochen, die ich Euch erhalte, aber ich habe Euch nicht gesagt, daß ich meinen Mann nicht liebe. Ich möchte Euch glücklich sehen, mein Freund; ich möchte hauptsächlich wünschen, daß Ihr Eure Irrthümer abschwüret und Eure Verbrechen bereutet; ich wünsche endlich, daß Gott Erbarmen mit Euch habe, um Euch diesem bösen Geist zu entreißen, von dem Ihr so eben sprachet. Ich bete jeden Morgen und jeden Abend auf meinen Knieen darum. Aber um für Euch beten zu können, Thibault, muß ich rein bleiben; wenn die Stimme, die um Gnade bittet, bis zum Thron des Herrn emporsteigen soll, so muß sie unschuldig sein; kurz, ich muß aufs Gewissenhafteste das Versprechen halten, das ich am Fuß seines Altars beschworen habe."

Als Thibault diese feste Sprache hörte, wurde er wieder düster und wild.

„Weißt Du auch, daß das sehr unklug ist, was Du da sagst, Agnelette?“

„Warum, Thibault?“ fragte die junge Frau.

„Wir sind hier allein; es ist Nacht, und kein Mensch in der Nähe wagt zu dieser Stunde den Wald zu betreten. Weißt Du auch, Agnelette, daß der König nicht vollständiger Herr in seinem Reiche ist, als ich es hier bin?“

„Was wollt Ihr damit sagen, Thibault?“

„Ich will damit sagen, daß ich, nachdem ich Dich gebeten, beschworen und angefleht habe, jetzt zur Drohung übergehen kann.“

„Ihr wollt mir drohen?“

„Ich will damit sagen,“ fuhr Thibault, ohne Agnelette anzuhören, fort, „daß Du mit jedem Wort, das Du aussprichst, zu gleicher Zeit meine Liebe zu Dir und meinen Haß gegen ihn reizest; ich will endlich sagen, daß es unklug vom Schafe ist, den Wolf zu reizen, wenn es sich in seiner Gewalt befindet.“

„Als ich Euch auf diesem Wege hier sah,“ antwortete Agnelette, da erschrack ich, wie ich Euch gesagt habe, nicht über Eurem Anblick. Als ich jedoch vorhin wieder zu mir kam, da wurde ich einen Augenblick von Angst erfaßt, weil ich unwillkürlich an das dachte, was man sich von Euch erzählt. Aber jetzt könnt Ihr thun, was Ihr wollt, Thibault, so werdet Ihr mich nicht erblassen machen.“

Thibault faßte seinen Kopf mit beiden Händen.

„Sprich nicht so,“ sagte er, „denn Du weißt nicht, was der Teufel mir ins Ohr zischt, und wie viel Kraft ich brauche, um seiner Stimme zu widerstehen.“

„Ihr könnt mich tödten," antwortete Agnelette, „aber ich werde die Schlechtigkeit nicht begehen, die Ihr von mir verlanget; Ihr könnt mich tödten, aber ich werde demjenigen, den ich zum Mann genommen habe, treu bleiben; Ihr könnt mich tödten, aber ich werde sterbend zu Gott flehen, daß er ihm beistehe."

„Sprich diesen Namen nicht aus, Agnelette; erinnere mich nicht an diesen Mann."

„Bedrohet mich, so lang Ihr wollt, Thibault, denn ich befinde mich in Euren Händen; aber er ist glücklicher Weise fern von Euch, und Ihr besitzet keine Gewalt über ihn."

„Wer sagt Dir das, Agnelette? Wer sagt Dir, daß ich nicht vermöge der höllischen Gewalt, die ich besitze und der ich kaum widerstehe, in der Ferne so gut tödten kann wie in der Nähe?"

„Und wenn ich Wittwe wäre, Thibault, würdet Ihr mich dann für so niederträchtig halten, daß ich Eure vom Blut meines Mannes gefärbte Hand annähme?"

„Agnelette," sagte Thibault, indem er vor ihr niederkniete, „Agnelette, erspare mir ein neues Verbrechen."

„Das Verbrechen wird von Euch kommen und nicht von mir. Ich kann Euch mein Leben geben, Thibault, aber ich werde Euch meine Ehre nicht geben."

„O!" brüllte Thibault, „die Liebe geht aus dem Herzen, wenn der Haß darin einzieht. Nimm Dich in Acht, Agnelette! Hab Acht auf Deinen Mann! Der Dämon ist in mir und will aus meinem Mund sprechen. Statt der Tröstungen, die ich von Deiner

Liebe verlangte, und die Deine Liebe mir verweigert, werde ich die Tröstungen der Rache haben. Agnelette, halte, es ist noch Zeit, halte meine Hand, welche verflucht, halte meine Hand, welche verdammt, sonst begreifst Du wohl, daß nicht ich es bin, der tödtet, sondern Du, Agnelette, Du sagst nicht zu mir, daß ich nicht sprechen solle. Nun wohl! seien wir denn alle verflucht, Du, er und ich! Agnelette, ich träume, daß Etienne Engoulevent sterbe, und er stirbt eben jetzt."

Agnelette stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Dann aber sagte sie, gleich als ob ihre Vernunft gegen diesen Mord aus der Ferne, den sie für unmöglich hielt, protestirte:

„Nein, Ihr sagt das bloß, um mich zu erschrecken, und meine Gebete werden über Eure Verwünschungen obsiegen."

„So geh denn hin und erfahre, wie der Himmel Deine Gebete erhört. Nur spute Dich, Agnelette, wenn Du Deinen Mann noch am Leben treffen willst, denn Du stehst in Gefahr, über einen Leichnam zu stolpern."

Ueberwältigt durch den Ton der Ueberzeugung, womit der Wolfsführer diese Worte sprach, und hingerissen von einer unwiderstehlichen Bangigkeit, enteilte Agnelette, ohne Thibault zu antworten, der auf dem Rand des Grabens stand und seine Hand gegen Preciamont ausstreckte, in der Richtung, welche diese Hand anzuzeigen schien, und verschwand bald an der Biegung einer Straße.

Als sie verschwunden war, stieß Thibault ein Geheul aus, wie ungefähr zehn Wölfe zusammen.

Dann stürzte er in das Dickicht und sagte:
„Ha! jetzt erst bin ich in Wahrheit verflucht!"

XXI.

Thibaults letzter Wunsch.

Trotz der peinlichen Angst, welche die arme Agnelette nach dem Dorfe trieb, wo sie ihren Mann gelassen hatte, mußte sie, gerade weil sie so schnell lief, von Zeit zu Zeit stehen bleiben. Der Athem ging ihr aus.

In solchen Augenblicken bot sie all ihren Verstand auf, um ihre Ruhe wieder zu gewinnen. Sie sagte zu sich selbst, es sei thöricht, machtlosen Worten, welche von eifersüchtigem Haß eingegeben und vom Winde bereits fortgetragen worden seien, eine solche Bedeutung beizulegen; aber sobald sie Athem geschöpft und wieder einige Kraft gesammelt hatte, begann sie ihren hastigen Lauf von Neuem, denn sie fühlte, daß es um ihre Ruhe geschehen war, bis sie ihren Mann wieder gesehen hatte.

Obschon sie beinahe eine halbe Stunde lang durch die einsamsten und wildesten Schläge des Waldes zu gehen hatte, so dachte sie doch nicht mehr an die Wölfe, welche der Schrecken sämmtlicher Städte und Dörfer auf zehn Meilen in der Runde waren. Ihre einzige Angst war, sie möchte ihren Mann todt auf dem Wege liegend finden.

Wenn sie dann mit dem Fuß an einen Stein oder Zweig stieß, so stockte ihr Athem auf einmal,

wie wenn sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht hätte, eine schneidende Kälte drang bis in ihr Herz, ihre Haare sträubten sich, und ein kalter Schweiß bedeckte ihr Gesicht.

Am Ende des Fußpfades, auf welchem sie dahineilte, und über dem die kreuz und quer stehenden Bäume eine Art von Wölbung bildeten, erblickte sie zuletzt das offene Feld in sanfter, silberner Mondbeleuchtung.

Im Augenblick, wo sie aus der Dunkelheit in die helle Ebene trat, stürzte ein Mann, den sie nicht bemerkt hatte, weil er sich hinter einem Gebüsch des Waldgrabens verborgen gehalten, ihr entgegen und nahm sie in seine Arme.

„Ho ho! gute Frau!“ rief er lachend, „wohin so schnell in dieser nächtlichen Stunde?“

Agnelette erkannte ihren Mann.

„Etienne! ach mein lieber, guter Etienne!“ rief die junge Frau, indem sie ihre beiden Arme um seinen Hals schlang, „wie bin ich so froh, daß ich Dich wieder habe, und daß ich Dich so wohl und gesund wiedersehe! O Gott sei Lob und Dank gesagt!“

„Meine gute Agnelette, glaubtest Du etwa, der Wolfsführer Thibault habe mich mit Haut und Haar aufgefressen?“

„Ach, sprich diesen Namen nicht aus, lieber Mann; laß uns nach den Häusern zu fliehen!“

„Warum nicht gar?“ lachte der junge Rüdenknecht, „dann könntest Du den Gevatterinnen in Preciamont und Vez erzählen, ein Mann tauge zu gar Nichts, nicht einmal um seine Frau zu schützen und zu beruhigen.“

„Du hast Recht, Etienne, aber ich weiß nicht, warum ich, da ich doch so eben den Muth hatte, durch diesen großen, garstigen Wald zu gehen, und da ich jetzt ganz ruhig sein sollte, weil Du bei mir bist, ich weiß nicht, warum ich dennoch vor Angst zittere."

„Was ist Dir denn zugestoßen? Komm her und erzähl' es mir," sagte Etienne, indem er seine Frau küßte.

Agnelette erzählte jetzt ihrem Manne, wie sie auf dem Rückweg von Vez nach Preciamont von einem Wolf angefallen worden war, wie Thibault sie aus den Klauen des Thieres gerissen, und was sich dann zwischen ihm und ihr zugetragen hatte.

Engoulevent hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit an.

„Höre," sagte er dann, „ich will Dich zur Großmutter heimbegleiten und dann euch beide recht sorgfältig einschließen, damit kein Unglück geschieht; hernach will ich schnell zu Herrn Jean zurückreiten und ihm den Ort anzeigen, wo Thibault sich aufhält."

„O nein, nein!" rief Agnelette; „Du müßtest ja durch den Wald, und es könnte Dir Etwas zustoßen."

„Ich werde einen Umweg machen," sagte Etienne, „und durch die Thäler von Coyolles und von Walue gehen."

Agnelette schüttelte seufzend den Kopf, bestand aber nicht weiter auf ihrem Verlangen. Sie wußte, daß sie in diesem Punkt Nichts über Engoulevent vermochte, und überdies gedachte sie ihre Bitten zu erneuern, wenn sie einmal zu Hause wäre.

Und in der That wollte der junge Rüdenknecht weiter Nichts als eine einfache Pflicht erfüllen.

Während Agnelette den Holzschuhmacher in diesem Theil des Waldes getroffen hatte, sollte am folgenden Tage just auf der entgegengesetzten Seite eine furchtbare Treibjagd angestellt werden.

Es war somit Etiennes Pflicht, Herrn Jean unverzüglich von dem Ort in Kenntniß zu setzen, wo Agnelette mit dem Wolfsführer zusammengerathen war.

Ohnedies hatte man nicht mehr zu viel Zeit, wenn die Anordnungen zur Treibjagd noch abgeändert werden sollten.

Gleichwohl meinte ohne Zweifel Agnelette, die einen Augenblick geschwiegen hatte, als sie in die Nähe von Preciamont kam, eine hinreichende Anzahl guter Gründe zusammengebracht zu haben, denn sie begann von Neuem zu bitten und zu flehen.

Sie hatte auch wirklich einen vortrefflichen Grund gefunden.

Sie stellte Etienne vor, daß Thibault, trotz seiner Eigenschaft als Währwolf, ihr dennoch kein Leid zugefügt, sondern vielmehr das Leben gerettet; daß er, als er sie in seiner Gewalt gehabt, seine Macht nicht mißbraucht, sondern ihr freie Rückkehr zu ihrem Manne gestattet habe. Wenn er also nach all diesen Vorgängen den Aufenthalt Thibaults seinem Todfeind, dem Baron Jean, anzeigte, so würde er damit nicht mehr eine Pflicht erfüllen, sondern einen Verrath begehen, und die Folge davon wäre, daß Thibault, der diesen Verrath unfehlbar erfahren

müßte, in Zukunft Niemand mehr unter solchen Umständen verschonen würde.

Die junge Frau verfocht Thibaults Sache mit wahrer Beredtsamkeit. Aber bei ihrer Verheirathung mit Engoulevent hatte sie diesem ihre früheren Verhältnisse zu dem Holzschuhmacher ebenso wenig verschwiegen, als jetzt die näheren Umstände ihres letzten Zusammentreffens mit demselben.

Trotz des größten Vertrauens zu seiner Frau war Engoulevent der Eifersucht nicht unzugänglich.

Ueberdies bestand zwischen ihm und Thibault ein alter Haß, noch von dem Tage her, wo Engoulevent den Holzschuhmacher selbst auf einem Baum und seinen Spieß im nahen Gebüsch ausfindig gemacht hatte.

Er ließ sich daher von seinem Vorsatz nicht abbringen und setzte, während er den Bitten seiner Frau vollkommen Gehör schenkte, rasch seinen Weg nach Preciamont fort.

Sie kamen unter beständigen Gesprächen, wobei jeder Theil seine Ansicht verfocht, bis auf hundert Schritte von den ersten Hecken.

Um Thibaults plötzliche und unvermuthete Einfälle in den Dörfern so gut als möglich abzuwehren, hatten die Bauern nächtliche Patrouillen eingeführt und ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, wie in Kriegszeiten.

Etienne und Agnelette waren so eifrig in ihrem Gespräch, daß sie das Werda der hinter der Hecke lauernden Schildwache überhörten und ruhig gegen das Dorf weiter gingen.

Der Bauer, welcher im Schatten eine Erscheinung

bemerkte, der seine Angst eine riesige Gestalt verlieh, und die, ohne auf seinen wiederholten Werdaruf zu antworten, auf ihn zugeschritten kam, spannte den Hahn an seiner Flinte.

Als Engoulevent seine Augen aufschlug, bemerkte er auf einmal den blitzartigen Widerschein des Mondlichtes auf dem Flintenlauf.

Während er gut Freund! rief, warf er sich vor Agnelette, umschlang sie mit seinen Armen und deckte sie mit seinem Leibe.

Aber in demselben Augenblick ging der Schuß los, und der arme Etienne fiel seufzend, aber ohne alle weitere Klage, auf das geliebte Weib, das er fest umschlungen hielt.

Die Kugel war ihm durch das Herz gefahren.

Als die Leute von Preciamont, durch den Knall herbeigelockt, auf dem Fußpfad, der vom Dorfe in den Wald führt, herankamen, fanden sie Engoulevent todt und Agnelette bewußtlos auf dem Leichnam ihres Mannes liegend.

Man trug die arme Frau in die Hütte ihrer Großmutter.

Aber als sie zum Bewußtsein kam, versank sie in eine Verzweiflung, die an Wahnwitz grenzte.

Nachdem sie einige Tage in starrer Fühllosigkeit dagelegen, steigerte sich der Wahnwitz zur Narrheit.

Sie machte sich Vorwürfe über den Tod ihres Mannes; sie rief ihn mit Namen, sie flehte um Gnade für ihn zu unsichtbaren Geistern, welche sie fortwährend, sogar in den kurzen Augenblicken des Schlummers, die ihr Hirnfieber gestattete, quälten.

Sie sprach Thibaults Namen aus und richtete

flehende Bitten an ihn, die allen Anwesenden Thränen entlockten.

Da in Allem, was ihre Narrheit heraussprach, trotz der Zusammenhangslosigkeit der Worte die Thatsachen zum Vorschein kamen, so begriff man, daß der Wolfsführer bei dem unseligen Ereigniß, welches den Tod des armen Etienne herbeigeführt, die Hand im Spiel gehabt hatte.

Man beschuldigte folglich den gemeinsamen Feind, daß er einen Zauber über die unglücklichen zwei jungen Leute geworfen habe, und die Entrüstung über den ehemaligen Holzschuhmacher war dadurch noch gesteigert worden.

Vergebens rief man die Aerzte von Villers-Coterets und von Ferté-Milon herbei, Agnelettes Zustand wurde immer schlimmer, ihre Kräfte schwanden, ihre Stimme wurde nach einigen Tagen schwächer und kürzer, obschon ihr Wahnwitz noch immer gleich heftig blieb, und Alles, selbst das Schweigen der Aerzte, verkündete, daß die arme Agnelette sehr bald ihrem Manne ins Grab nachfolgen werde.

Nur die Stimme der blinden armen Frau konnte das Fieber mildern. Wenn Agnelette ihre Großmutter sprechen hörte, da beruhigte sie sich, ihre starren, verstörten Augen gewannen einen sanften Ausdruck und füllten sich mit Thränen; sie fuhr mit der Hand über ihre Stirne, wie wenn sie einen lästigen Gedanken verjagen wollte, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte schnell und flüchtig auf ihren Lippen.

Eines Abends, bei Anbruch der Nacht, lag Agnelette in einem noch unruhigeren und peinlicheren Schlaf als gewöhnlich; die von einer kupfernen Lampe

schwach beleuchtete Hütte befand sich in einem Halbdunkel; die Großmutter saß vor dem steinernen Herd und bewahrte in ihrer Physiognomie jene Unbeweglichkeit, unter welcher die Wilden und die Bauern ihre lebhaftesten Gemüthsbewegungen verbergen. Von den zwei Frauen, welche Herr Jean dafür bezahlte, daß sie der Wittwe seines Dieners abwarteten, sprach die eine, knieend vor dem Bett, wo Agnelette so blaß und weiß lag, daß man sie ohne die regelmäßige Bewegung ihrer beklommenen Brust bereits für todt gehalten hätte, ihren Rosenkranz; die andere spann still ihren Rocken.

Auf einmal schien die Kranke, die seit einigen Augenblicken von Zeit zu Zeit zusammenfuhr, gegen einen schauerlichen Traum anzukämpfen und stieß einen Angstschrei aus.

Im selben Augenblick flog die Thüre auf. Ein Mann, dessen Kopf von einem Flammenkreis umgeben schien, stürzte ins Zimmer herein, sprang bis an Agnelettes Bett, schloß die Sterbende fest in seine Arme, drückte unter Schmerzensrufen seine Lippen auf ihre Stirne, lief dann nach einer Thüre, die ins Freie führte, öffnete sie und verschwand.

Die Erscheinung war so rasch vorübergegangen, daß man an eine Vision der jungen Frau hätte glauben können, die einen unsichtbaren Gegenstand wegzustoßen versuchte und rief:

„Entfernt ihn! Entfernt ihn!“

Aber die beiden Wärterinnen hatten diesen Mann gesehen und Thibault erkannt.

Ferner hörte man ein gewaltiges Geschrei und aus demselben heraus den Namen Thibault.

Dieses Geschrei kam der Hütte Agnelettes immer näher, und bald erschienen die Schreienden auf der Schwelle.

Sie verfolgten den Wolfsführer.

Man hatte Thibault um das Häuschen herum schweifen gesehen, und die Einwohner von Preciamont, die sich, von ihren Schildwachen in Kenntniß gesetzt, mit Gabeln und Stöcken bewaffnet hatten, verfolgten ihn.

Thibault, welcher Agnelettes verzweifelten Zustand kannte, hatte dem Wunsch, sie noch ein einziges Mal zu sehen, nicht zu widerstehen vermocht.

Im Vertrauen auf die Schnelligkeit seiner Beine war er auf alle Gefahren hin durch das Dorf gegangen, hatte die Thüre der Hütte geöffnet und war hineingedrungen, um die Sterbende noch zu sehen.

Die zwei Wärterinnen bezeichneten den Bauern die Thüre, durch welche Thibault hinausgegangen war, und gleich einer Meute, die ihre Fährte wieder auffindet, jagten diese unter drohendem Geschrei hinter ihm her.

Es versteht sich, daß Thibault seinen Feinden entkam und im Walde verschwand.

Aber in Folge der schrecklichen Erschütterung, welche Agnelette durch Thibaults Erscheinung und Berührung erhalten hatte, wurde ihr Zustand so beunruhigend, daß man noch im Laufe derselben Nacht den Priester holen mußte.

Es war augenscheinlich, daß Agnelette nur noch einige Stunden zu leiden hatte.

Gegen Mitternacht kam der Priester nebst dem

Sacristan, welcher das Kreuz, und den Chorknaben, welche das Weihwasser trugen.

Die letzteren knieten am Fuße des Bettes nieder, während der Priester zu den Häupten trat.

Jetzt schien Agnelette durch eine geheimnißvolle Kraft neu belebt zu werden.

Sie sprach lange Zeit leise mit dem Priester, und da man wohl wußte, daß das arme Kind nicht so lange für sich selbst zu beten hatte, so begriff man, daß sie für einen Andern betete.

Wer war dieser Andere?

Gott, der Priester und sie wußten es allein.

XXII.

Der Jahrestag.

Als Thibault das Wuthgeschrei der Bauern nicht mehr hinter sich hörte, begann er langsamer zu gehen.

Endlich, als der Wald wieder in seine gewöhnliche Stille versunken war, machte er Halt und setzte sich auf einen Steinhaufen.

Er war so verstört, daß er den Platz, wo er sich befand, erst dann erkannte, als er an diesen Steinen große schwarze Flecke bemerkte, wie wenn sie vom Feuer beleckt worden wären.

Es waren die Steine seines Herdes.

Der Zufall hatte ihn an den Ort geführt, wo die Hütte gestanden, die er noch vor einigen Monaten bewohnt hatte.

Ohne Zweifel stellte der Holzschuhmacher bittere

Vergleichungen zwischen dieser ruhigen Vergangenheit und dieser schrecklichen Gegenwart an, denn dicke Thränen rollten über seine Wangen und fielen in die Asche, auf der seine Füße ruhten.

Er hörte auf den Kirchthürmen von Oigny und mehreren andern umliegenden Orten zwölf Uhr schlagen.

Dies war die Stunde, wo der Priester die letzten Gebete der sterbenden Agnelette anhörte.

„O!“ rief Thibault, „verflucht sei der Tag, wo ich mir etwas Anderes wünschte, als das, was der liebe Gott für einen armen Handwerker erreichbar gemacht hat! Verflucht sei der Tag, wo der schwarze Wolf die Macht Böses zu thun an mich verkaufte, denn das Böse, was ich gethan, hat mein Glück nicht nur nicht erhöht, sondern vielmehr auf ewig zerstört.“

Er hörte ein lautes Lachen hinter sich.

Als er sich umdrehte, sah er den schwarzen Wolf selbst im Dunkel der Nacht heranschleichen, gleich einem Hund, der seinen Herrn wiederfindet.

Er wäre in der Finsterniß beinahe unsichtbar gewesen, wenn seine Augen nicht Flammen geworfen hätten, die ihn beleuchteten.

Er ging um den Herd herum und setzte sich dann dem Holzschuhmacher gegenüber.

„Ei wie!“ sagte er, „Meister Thibault ist nicht zufrieden? Bei den Hörnern Belzebubs, Meister Thibault, Du bist sehr difficil.“

„Wie kann ich zufrieden sein,“ antwortete Thibault, „da seit meinem Zusammentreffen mit Euch alle meine Wünsche Nichts als nutzlose Reue mit

sich geführt haben? Ich habe Reichthum verlangt und bin jetzt in Verzweiflung über den Verlust des Farnkraut-Daches, unter dessen Schutze ich einst einschlief, ohne mich wegen des morgenden Tages zu beunruhigen, ohne mich um den Wind und den Regen zu bekümmern, welche die Zweige der großen Eichen peitschten. Ich habe Herrlichkeit verlangt, und die erbärmlichsten Bauern aus der Ebene, die ich einst verachtete, jagen mich jetzt mit Steinwürfen vor sich her. Ich habe Liebe verlangt, und die einzige Frau, die mich geliebt hat und die ich liebe, stirbt in dieser Stunde unter Verwünschungen gegen mich, ohne daß ich mit all der Macht, die Ihr mir verliehen habt, Etwas zu ihrer Hilfe thun konnte."

„Du mußt nur Dich selbst lieben," sagte der schwarze Wolf.

„Ja, spotte nur."

„Ich spotte nicht. Hattest Du nicht, schon ehe ich Dir unter die Augen trat, lüsterne Blicke auf die Güter Deiner Nebenmenschen geworfen?"

„Ei was war es denn auch um einen erbärmlichen Damhirsch, wie ihrer Hunderte in diesem Wald Gras fressen?"

„Du glaubtest nur den Damhirsch zu wünschen, Thibault, aber die Wünsche verketten sich mit einander, wie die Nächte mit den Tagen und die Tage mit den Nächten. Indem Du den Damhirsch wünschtest, wünschtest Du auch die silberne Platte, auf welcher er aufgetragen werden sollte; die silberne Platte zog den Diener nach sich, der sie trägt, und den Küchenmeister, der den Braten zerlegt. Der Ehrgeiz gleicht dem Himmelsgewölbe: es scheint sich am

Horizont zu begränzen und es umfaßt die ganze Erde. Du hast Agnelettes Unschuld um der Mühle der Polet willen verschmäht; kaum hättest Du die Mühle besessen, so hättest Du das Haus des Amtmanns Magloire begehrt, und das Haus des Amtmanns Magloire hätte keinen Reiz mehr für Dich gehabt, sobald Du das Schloß des Grafen von Montgobert, wenn auch nur aus der Ferne, gesehen hättest. O Du gehörtest durch Deinen Neid schon längst dem gefallenen Engel an, welcher Dein und mein Herr ist; nur hätte es vielleicht, da es Dir an Verstand fehlte, um das Böse zu wünschen und das Gute daraus zu ziehen, in Deinem Interesse gelegen, ehrlich zu bleiben."

„Ach ja," antwortete der Holzschuhmacher, „jetzt erkenne ich die Wahrheit des Sprichworts: Wer Böses will, dem widerfährt Böses; aber kurz und gut, kann ich nicht wieder ehrlich werden?"

Der Wolf schlug ein Hohngelächter auf.

„O mein Junge," sagte er, „mit einem einzigen Haar kann der Teufel einen Menschen in die Hölle führen. Hast Du niemals gezählt, wie viel der Teufel von den Deinigen besaß?"

„Nein."

„Ich kann Dir nicht sagen, wie viele Haare Du auf dem Kopf hast; aber ich kann Dir sagen, wie viele davon Dir bleiben. Ein einziges. Du siehst also, daß die Zeit der Reue vorüber ist."

„Wenn," sagte Thibault, „der Teufel einen Menschen um eines einzigen Haares willen verderben kann, warum sollte ihn dann Gott nicht durch ein einziges Haar retten können?"

„Versuch's."

„Ohnehin habe ich, als ich diesen Handel mit Euch abschloß, nicht geglaubt, einen Vertrag einzugehen."

„O daran erkenne ich die Unehrlichkeit der Menschen. Du hast keinen Vertrag eingegangen, indem Du mir Deine Haare gabest, Dummkopf? Seit die Menschen die Taufe erfunden haben, wissen wir nicht mehr, wo wir sie fassen sollen, und deßhalb müssen sie uns für jede Vergünstigung unsererseits einen Theil ihres Körpers überlassen, an welchen wir Hand anlegen können. Du hast uns Deine Haare abgetreten; sie halten fest, Du hast Dich dessen versichert, sie werden uns nicht in den Klauen bleiben. Nein, nein, Du gehörst uns, Thibault, von dem Augenblick an, wo Du auf der Schwelle der Thüre, die hier stand, im Geiste den Gedanken an Betrug und Raub liebgewonnen hast."

„Also," rief Thibault voll Wuth, indem er aufstand und auf den Boden stampfte, „also werde ich in der andern Welt verloren sein, ohne die Freuden dieser hier genossen zu haben?"

„Du kannst sie noch kennen lernen, Thibault."

„Wie das?"

„Indem Du kühn den Pfad betrittst, auf welchen Du Dich bloß eingeschmuggelt hast, indem Du mit Entschiedenheit das willst, was Du tückisch annahmest, mit andern Worten, indem Du Dich offen und unumwunden auf unsere Seite stellst."

„Und was müßte ich dann thun?"

„Meinen Platz einnehmen."

„Und dann?"

„Meine Macht erwerben; dann wirst Du Nichts mehr zu wünschen haben.“

„Wenn Eure Macht so umfassend ist, wenn sie Euch all die Reichthümer gibt, nach denen es mich gelüstet, warum tretet Ihr sie dann ab?“

„Bekümmere Dich nicht um mich. Der Herr, dem ich einen Diener zugeführt habe, wird mich reichlich belohnen.“

„Und werde ich mit Eurem Platz zugleich Eure Gestalt annehmen?“

„Ja, bei Nacht, aber den Tag über wirst Du wieder Mensch werden.“

„Die Nächte sind lang, dunkel und voll von Hinterhalten; ich kann unter der Kugel eines Jägers fallen oder mit meiner Pfote in eine Schlinge gerathen; dann fahret wohl, Reichthümer und Herrlichkeit!“

„Nein, denn dieses Fell, das mich umhüllt, ist undurchdringlich für Eisen, Blei und Stahl; so lange es Deinen Leib bedeckt, bist Du nicht bloß unverwundbar, sondern unsterblich; nur ein einziges Mal im Jahr wirst Du, wie alle Währwölfe, auf vierundzwanzig Stunden wieder Wolf, und während dieser vierundzwanzig Stunden hast Du den Tod zu fürchten, wie die andern. Es ist heute just ein Jahr, daß wir uns sahen: es war an meinem Unglückstag.“

„Ah! ah!“ machte Thibault, „jetzt begreife ich, warum Ihr die Hunde des Herrn Jean so sehr fürchtetet.“

„Bei unsern Unterhandlungen mit den Menschen ist uns jede Lüge verboten, und wir sind gezwungen,

ihnen Alles zu sagen. Sie können dann frei annehmen oder ablehnen."

„Ihr sprachet von einer großen Macht, die ich erwerben könne. Was ist das für eine Macht?"

„Eine Macht, der selbst der mächtigste König Nichts an die Seite zu stellen hat, weil die königliche Macht immer durch die Grenzen des Menschlichen und Möglichen beschränkt bleibt."

„Werde ich reich sein?"

„So reich, daß Du den Reichthum zuletzt verachten wirst, denn Du wirst durch die alleinige Kraft Deines Willens nicht bloß das erhalten, was die Menschen durch Gold und Silber erreichen, sondern auch das, was die höheren Wesen durch ihre Beschwörungen erzielen."

„Ich werde mich an meinen Feinden rächen können?"

„Zu allem Bösen wird Deine Macht unbeschränkt sein."

„Wird das Weib, das ich liebe, mir auch wieder entkommen können?"

„Du wirst Deinesgleichen beherrschen und Weiber nach Belieben haben."

„Wird Nichts sie meinem Willen entziehen können?"

„Nichts als der Tod, welcher stärker ist als Alles."

„Und ich werde also bloß an einem einzigen Tag von dreihundert fünfundsechzig den Tod zu fürchten haben?"

„Nur an einem einzigen; an allen andern wird

Dir weder Eisen noch Blei noch Stahl, weder Wasser noch Feuer Etwas anhaben können."

„Und keine Lüge, keine Schlinge steckt hinter Deinen Worten verborgen?"

„Keine, so wahr ich ein ehrlicher Wolf bin."

„Nun wohl, es sei!" sagte Thibault; „Wolf für vierundzwanzig Stunden und für die ganze übrige Zeit König der Schöpfung. Was habe ich zu thun? Ich bin bereit."

„Brich ein Stechpalmenblatt ab, zerreiße es mit den Zähnen in drei Stücke und wirf dieselben weit von Dir."

Thibault that, was ihm befohlen war.

Nachdem er das Blatt zerrissen, zerstreute er die Stücke, und nun ließ sich, obschon die Nacht bisher ganz ruhig gewesen war, auf einmal ein Donnerschlag vernehmen, und eine sturmartige Wettersäule entführte diese Stücke in heftigem Wirbel.

„Und nun, Bruder Thibault," sagte der Wolf, „nimm meinen Platz ein und gut Glück! Wie ich vor einem Jahr, wirst Du jetzt vierundzwanzig Stunden lang Wolf bleiben; suche diese Prüfung ebenso glücklich zu überstehen, wie ich sie mit Deiner Hilfe überstanden habe, dann wirst Du alle meine Versprechungen in Erfüllung gehen sehen. Ich werde indessen den Herrn mit dem Pferdefuß bitten, daß er Dich vor den Hunden des Barons von Vez bewahre, denn, auf Teufelsparole, Du interessirst mich wirklich, Freund Thibault."

Und es war Thibault, als sähe er den schwarzen Wolf groß werden, sich verlängern, sich auf seine

Hinterfüße stellen und in Menschengestalt weggehen, indem er ihm noch mit der Hand zuwinkte.

Wir sagen: es war ihm, als sähe er; denn für einen Augenblick verloren seine Ideen alle Klarheit. Er empfand eine Art von Erstarrung, welche die Thätigkeit des Gedankens lähmte.

Als er dann wieder zu sich kam, war er allein.

Seine Glieder waren in fremden und ungewohnten Formen gefangen.

Kurz, er war in jeder Beziehung dem großen schwarzen Wolf, der so eben noch mit ihm gesprochen hatte, ähnlich geworden.

Ein einziges weißes Haar in der Gegend des kleinen Gehirns stach in dem dunkeln Pelzwerk grell hervor.

Dieses einzige weiße Haar des Wolfes war das einzige schwarze Haar, das dem Menschen geblieben war.

Dann, und ehe er noch Zeit gehabt hatte, zur Besinnung zu kommen, schien es ihm, als höre er die Büsche sich bewegen und ein dumpfes, ersticktes Gebelle hervorkommen.

Zitternd dachte er an die Meute des Herrn Jean.

In seiner Wolfsgestalt hielt er es für gerathen, seinen Vorgänger nicht nachzuahmen und nicht, wie dieser, zu warten, bis die Meute des Herrn Jean ihm auf den Fersen wäre.

Er dachte, das Gebell, das er gehört hatte, könne von einem Spürhund herkommen, und er beschloß die Loskoppelung nicht abzuwarten.

Er lief also, wie die Wölfe gewöhnlich thun, geradeaus, und machte dabei die sehr befriedigende



Bemerkung, daß er bei seiner Umwandlung die zehnfache Kraft und Elasticität gewonnen hatte.

„Bei den Hörnern des Teufels,“ sagte einige Schritte von da Herr Jean zu seinem neuen Rüdenknecht, „Du hältst des Hängeseil immer zu locker, Bursche; Du hast den Spürhund knurren lassen, und so werden wir den Wolf nie wieder in den Wald treiben.“

„Ich will meinen Fehler nicht leugnen, gnädiger Herr,“ antwortete der Rüdenknecht; „aber da ich den Wolf gestern Abend hundert Schritte von hier durchkommen sah, so konnte ich unmöglich annehmen, daß er in diesem Schlag über Nacht geblieben sei, und daß wir ihn zwanzig Schritte vor uns hätten.“

„Und Du bist ganz sicher, daß es derselbe ist?“

„Möge das Brod, das ich im Dienste des gnädigen Herrn esse, mir zu Gift werden, wenn dies nicht der schwarze Wolf ist, den wir im vorigen Jahre jagten, als der arme Markotte ertrank.“

„Ich möchte ihn gerne angreifen,“ sagte Herr Jean mit einem Seufzer.

„Befehlet, gnädiger Herr, so greifen wir an; aber erlaubet mir die Bemerkung, daß wir noch zwei volle Stunden Nacht vor uns haben, und daß unsere Pferde dann schon vor Tagesanbruch lendenlahm sein werden.“

„Aber wenn wir den Tag abwarten, Munter, so wird die Bestie zehn Stunden weg sein.“

„Zum wenigsten, gnädiger Herr,“ sagte Munter den Kopf schüttelnd, „zum wenigsten.“

„Dieser elende schwarze Wolf kommt mir gar nicht mehr aus dem Sinn,“ fuhr Herr Jean fort,

„und ich habe ein solches Verlangen nach seinem Fell, daß ich ganz gewiß krank werde, wenn ich's nicht bekomme."

„So laßt uns angreifen, gnädiger Herr, und zwar augenblicklich."

„Du hast Recht, Munter; hol schnell die Hunde herbei."

Munter schwang sich auf sein Pferd, das er, um den Wald zu durchstreifen, an einen Baum gebunden hatte.

Er jagte im Galopp davon.

Nach zehn Minuten, die dem Baron wie zehn Jahrhunderte erschienen, kam Munter mit dem ganzen Jagdzug zurück.

Man koppelte sogleich los.

„Nur sachte, Kinder! ganz sachte!" ermahnte Herr Jean; „bedenket wohl, daß wir nicht mehr unsere alten Hunde haben, die so geschmeidig und so gut abgerichtet waren; diese da sind meistens Rekruten und höchstens gut, um den Bratspieß zu drehen; wenn ihr sie überhetzet, so werden sie einen Teufelslärm machen und nichts Gescheidtes zu Stande bringen; laßt sie also ganz von selbst und allmälig warm werden."

In der That schnüffelten zwei oder drei von den Hunden, sobald sie losgekoppelt waren, augenblicklich die Ausdünstungen ein, die der Währwolf hinter sich gelassen hatte, und gaben Laut.

Die andern sammelten sich um sie.

Alle liefen, im Anfang mehr ausspürend als jagend, und nur nach langen Unterbrechungen bellend, den Spuren Thibaults nach; bald aber, als sie den

Wolfsgeruch gehörig in sich aufgenommen hatten, entwickelten sie mehr Eifer und Zusammenhalt, und als zuletzt die Fährte immer wärmer wurde, da rasten sie mit wüthendem Gebell und tollem Ungestüm nach dem Schlag von Ivors zu.

„Ein gut aufgetriebenes Thier ist schon halb verloren," rief Herr Jean. „Du, Munter, sorg für die Relais, ich will überall welche antreffen, und ihr andern paßt mir wohl auf," fügte Herr Jean gegen den Troß seiner Leute hinzu. „Wir haben mehr als eine Niederlage zu rächen, und wer von euch durch seine Nachlässigkeit Schuld ist, daß ich den Wolf heute wieder nicht erwische, den werfe ich, bei den Hörnern des Teufels, statt seiner meinen Hunden vor."

Nach diesem Zuspruch setzte Herr Jean sein Pferd in Galopp, und obwohl die Nacht noch dunkel und das Terrain schlecht war, so hatte er doch bald die Jagd eingeholt, die man bereits in den Thalgründen von Bourgfontaine hörte.

XXIII.

Eine tolle Jagd.

Thibault besaß, da er klüglicher Weise gleich beim ersten Gebell des Spürhundes aufgepackt hatte, einen bedeutenden Vorsprung.

Lange hörte er Nichts von der Meute.

„Aber auf einmal schlug ihm ihr Geheul wie Donnergeroll an die Ohren und begann ihn einigermaßen zu beunruhigen.

Bisher war er im Trab gelaufen; jetzt aber schlug er Galopp an und ruhte nicht, bis er einige Wegstunden zwischen seine Feinde und sich gebracht hatte.

Er ließ seine Blicke umherschweifen und orientirte sich.

Er befand sich auf den Höhen von Montaigu.

Er lauschte.

Die Hunde schienen ihm ihre Distanz beibehalten zu haben.

Sie waren in der Nähe des Gebüsches von Tillet.

Es gehörte ein Wolfsohr dazu, um sie in dieser Entfernung zu hören.

Er lief wieder hinab, wie wenn er ihnen entgegengehen wollte, ließ Erneville links liegen, sprang in den kleinen Bach, der dort entspringt, ging ihn hinab bis nach Grimancourt, warf sich ins Gehölz von Lessart-l'Abbesse und von da in den Wald von Compiègne.

Als er jetzt fühlte, daß trotz dieses dreistündigen Eillaufes die stählernen Muskeln seiner Wolfsbeine noch nicht im Geringsten ermüdet schienen, so beruhigte er sich ein wenig.

Dennoch wollte er sich nicht in einen Wald wagen, den er weniger genau kannte, als den von Villers-Coterets.

Er beschloß daher nach einem Abstecher von etlichen Stunden wieder zurückzulaufen, unter Beibehaltung der großen Wechsel, die ihm am geeignetsten schienen, um sich der Hunde zu entledigen.

Er lief daher unausgesetzt über die ganze Ebene, die sich von Pierrefond nach Montgobert erstreckt,



ging bei Meutard in den Wald, bei Vauvaudrand wieder heraus, sprang in den Floßbach von Saucières und lief durch das Gehölz von Longpont in den Wald zurück.

Unglücklicher Weise stieß er auf der Höhe der Galgenstraße auf eine neue Meute von zwanzig Hunden, welche der Rüdenknecht des Herrn von Montbreton, in Folge einer Einladung des Herrn von Vez, diesem als fliegendes Relai zur Hilfe herbeiführte.

Die Hunde wurden augenblicklich von dem Rüdenknecht losgekoppelt, welcher, da er den Wolf seine Distanzen beibehalten sah, die Ankunft des vollständigen Jagdzugs nicht erst abwarten zu dürfen glaubte, damit das Thier nicht inzwischen das Weite suchen könnte.

Jetzt erst begann der eigentliche Kampf zwischen dem Währwolf und den Hunden.

Es war dies ein tolles Rennen, welchem die Pferde, trotz aller Gewandtheit ihrer Reiter, nur mit der größten Mühe folgten.

Die Jagd flog mit der Schnelligkeit des Gedankens über die Ebenen, durch die Wälder und über die Haiden hin.

Sie erschien und verschwand wie der Blitz im Gewölke, einen Staubwirbel, sowie ein Horngeschmetter und Geschrei hinter sich lassend, zu dessen Wiederholung das Echo kaum Zeit fand.

Sie zog über Berge, Thäler, Bäche, Schluchten und Abgründe hin, wie wenn Hunde und Pferde Flügel gehabt hätten, gleich der Chimäre und dem Hippogryphen.

Herr Jean war wieder auf der Wahlstatt erschienen.

Mit flammenden Blicken und weit geöffneten Nasenflügeln jagte er an der Spitze seiner Rüdenknechte dahin, dicht hinter seinen Hunden, die er durch furchtbares Geschrei antrieb, während er seinem Pferde wüthend die Sporen in den Leib stieß, wenn es über den Schwierigkeiten des einen oder andern Hindernisses stutzig wurde.

Der schwarze Wolf seinerseits setzte unermüdlich seinen Eillauf fort.

Obschon er nicht wenig erschrack, als er im Augenblick der Umkehr das wilde Gebell der neuen Meute hundert Schritte hinter sich hörte, so verlor er deßhalb doch keinen Zollbreit Terrain.

Da er auf seiner Flucht seine menschliche Denkkraft in ihrer ganzen Fülle beibehielt, so schien es ihm unmöglich, daß er in dieser Prüfung unterliegen sollte; es schien ihm, als könnte er nicht sterben, ohne zuvor für all das Herzeleid, das man ihm angethan, Rache genommen, ohne die Genüsse, die ihm verheißen worden, wirklich erlebt, und ganz besonders, ohne zuvor die Liebe Agnelettes, denn zu dieser kehrte sein Gedanke in diesem kritischen Augenblick unaufhörlich zurück, erobert zu haben.

Zuweilen herrschte der Schrecken bei ihm vor, manchmal aber auch der Zorn.

Manchmal vergaß er auch seine neue Gestalt und dachte daran umzukehren, dieser heulenden Bande die Stirne zu bieten, sie mit Steinwürfen und Stockschlägen auseinander zu jagen.

Einen Augenblick darauf konnte er dann, halb

toll vor Zorn und betäubt durch das Grabgeläute, das ihm die Meute in die Ohren heulte, von Neuem fliehen, indem er gewaltige Sprünge machte und dahin flog, gleich als hätte er die Beine eines Hirsches und die Flügel eines Adlers.

Aber seine Anstrengungen waren vergeblich.

Trotz seiner gewaltigen Sprünge, und obschon seine Flucht beinahe einem Fluge glich, schien sich doch das mordlustige Getöse, das seine Verfolger machten, gleichsam an seine Fersen zu heften, und wenn es auch zuweilen einen Augenblick etwas entfernter lautete, so näherte es sich doch sogleich wieder drohender und furchtbarer als je.

Gleichwohl ließ ihn sein Selbsterhaltungstrieb nicht im Stich; seine Kräfte nahmen nicht ab.

Aber er fühlte, daß sie sich doch erschöpfen könnten, wenn er unglücklicher Weise auf eine neue und frische Meute stoßen sollte.

Er beschloß daher einen neuen großartigen Versuch, um wo möglich einen Vorsprung vor den Hunden zu gewinnen und dann nach seinen Höhlen zurückzukehren, wo er vermöge seiner genauen Kenntniß des Waldes die Hunde zu überlisten hoffte.

Er lief also wieder nach Puiseux, sodann an den Rainen von Vivieres hin und in den Wald von Compiègne zurück; von da machte er einen Abstecher in den Wald von Largue, setzte bei Attichy über den Aisne und lief über Fond-d'Argent in den Wald von Villers-Coterets zurück.

Auf diese Art hoffte er die Strategie zu vereiteln, mit welcher Herr Jean seine Meute ohne Zweifel staffelförmig aufgestellt hatte.

War er einmal wieder in seinen gewöhnlichen Höhlen, so konnte er freier athmen.

Er befand sich von Neuem an den Ufern des Ourcq, zwischen Norroy und Trouennes, an der Stelle, wo der Fluß tief zwischen einer doppelten Felsenreihe eingekeilt ist; er lief geradezu auf einen spitzen Felsen, der über das Wasser vorhängt, sprang in die Fluth hinab, erreichte schwimmend eine Biegung am Fuß des Felsen, von welchem er herabgesprungen war, versteckte sich in dieser Art von Höhle ein wenig unter der gewöhnlichen Wasserhöhe, und wartete da.

Er hatte einen Vorsprung von beinahe einer Stunde gewonnen.

Gleichwohl befand er sich kaum zehn Minuten da, als auch schon die ganze Hundeschaar mit Sturmesgebraus auf der Höhe des Felsen ankam.

Die vordersten sahen in ihrem Feuereifer den Abgrund nicht, oder glaubten sie hinüberspringen zu können, wie der Gegenstand ihrer Verfolgung gethan hatte, und Thibault wurde tief in seinem Versteck von dem Wasser bespritzt, das von allen Seiten durch ihr Hereinfallen aufplatschte.

Aber weniger glücklich und weniger kräftig als er, konnten die Hunde der heftigen Strömung nicht widerstehen. Nach machtlosen Bemühungen verschwanden sie, von ihr fortgerissen, ohne die Zufluchtsstätte des Währwolfs ausgewittert zu haben.

Dieser hörte über seinem Kopfe das Gestampfe der Rosse, das Gebell der noch übrigen Hunde, das Geschrei der Männer und ganz besonders die Flüche des Herrn Jean, dessen Stimme alle andern übertäubte.

Hierauf, und als der letzte ins Wasser gefallene Hund gleich der übrigen Meute von der Strömung fortgerissen war, sah er mittelst einer Biegung, daß seine Verfolger am Strom hinabzogen.

Ueberzeugt, daß Herr Jean, den er an der Spitze seiner Rüdenknechte erkannte, dies blos thue, um sogleich wieder heraufzukommen, wollte er sie nicht erwarten.

Er verließ also seine Höhle.

Bald schwimmend, bald mit großer Geschicklichkeit von Fels zu Fels hüpfend, bald im Wasser watend, gelangte er flußaufwärts bis ans Ende des Gebüsches von Crêne.

Hier angekommen, beschloß er, da er sicher wußte, daß er einen bedeutenden Vorsprung vor seinen Feinden hatte, in ein Dorf zu gehen und um die Häuser her zu wechseln, weil er dachte, daß man ihn da nicht suchen würde.

Er dachte an Preciamont.

Wenn er irgend ein Dorf genau kannte, so war es dieses.

Dann war er in Preciamont auch nahe bei Agnelette.

Es däuchte ihn, als müßte diese Nähe ihm Kraft verleihen und Glück bringen, als könnte das holde Bild des keuschen Kindes einigen Einfluß auf die Wendung seines Schicksals ausüben.

Er lief also in dieser Richtung weiter.

Es war sechs Uhr Abends.

Wolf, Hunde und Jäger hatten gewiß fünfzig Stunden zurückgelegt.

Als der schwarze Wolf, nach einem Umweg über

Manereux und Oigny, am Waldsaum von Ham erschien, begann die Sonne am Horizont hinabzusteigen und übergoß die Haide mit blendendem Purpur, die weißen und rothen Blümlein durchdufteten den Abendwind, der sie umkoste, die Grille zirpte in ihrem Moospalast, und die Lerche, die senkrecht zum Himmel emporstieg, begrüßte die Nacht, wie sie zwölf Stunden vorher den Tag begrüßt hatte.

Die Ruhe der Natur brachte eine eigenthümliche Wirkung auf Thibault hervor.

Es däuchte ihn befremdend, daß sie so schön und lieblich sein könne, während seine Seele von solcher Angst gemartert wurde.

Als er diese Blumen sah, als er diese Insecten und diese Vögel hörte, verglich er die holde Ruhe all dieser unschuldigen Welt mit den schauerlichen Bekümmernissen, die er selbst ausstand, und fragte sich, trotz der neuen Versprechungen, welche der Abgesandte des Teufels ihm gemacht, ob er klüger gethan habe, den zweiten Vertrag einzugehen, als den ersten.

Diese Betrachtungen führten ihn zu dem Resultat, daß er vielleicht beim einen wie beim andern Nichts als Täuschungen zu erwarten habe.

Als er über einen unter dem vergoldeten Ginster halb verlorenen Fußpfad hinging, erkannte er ihn als denjenigen, auf welchem er Agnelette zurückbegleitet hatte an dem Tag, wo er sie zum ersten Mal gesehen und, von seinem guten Genius inspirirt, ihr die Ehe angeboten hatte.

Der Gedanke, daß er, kraft seines neuen Vertrags, Agnelettes Liebe wiedergewinnen könne, rich-



tete seinen Muth, der beim Anblick dieser allgemeinen Freude gänzlich gesunken war, wieder ein wenig auf.

Die Glocke von Preciamont erscholl im Thale.

Ihr traurig eintöniges Geläute erinnerte den schwarzen Wolf sowohl an die Menschen als an das, was er von ihnen zu fürchten hatte.

Er lief also kühn querfeldein nach dem Dorfe zu, wo er in irgend einem verlassenen Gemäuer eine Zuflucht zu finden hoffte.

Als er an der kleinen Mauer von trockenen Steinen hinging, welche den Friedhof von Preciamont umschließt, hörte er in dem Hohlweg, worauf er sich befand, verschiedene Stimmen.

Wenn er seinen Weg fortsetzte, mußte er nothwendig den Herankommenden in die Hände laufen; wenn er umkehrte, so mußte er einen Kamm ersteigen, wo er gesehen werden konnte; er hielt es also fürs Klügste, über die kleine Friedhofmauer zu setzen.

Mit einem Sprung befand er sich auf der andern Seite.

Der Friedhof lag, wie beinahe in allen Dörfern, dicht bei der Kirche.

Er war unangebaut und überall mit langem Gras, an gewissen Orten auch mit Brombeerstauden und Dornbüschen bewachsen.

Der Wolf lief auf die dichteste dieser Brombeerstauden zu; sie bedeckte eine eingefallene Gruft, von wo er sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Er schlich sich unter das Gesträuch und verbarg sich in der Gruft.

Zehn Schritte von Thibault war ein frisch aufgeworfenes Grab, das seinen Bewohner erwartete.

Man hörte den Chor der Priester in der Kirche.

Ihr Gesang war um so vernehmlicher, als die Gruft, welche der Flüchtling ausersehen, früher mit der Kirche in Verbindung gestanden haben mußte.

Die Gesänge hörten auf.

Der schwarze Wolf, der sich in der Nähe einer Kirche instinctmäßig unheimlich fühlte, dachte, die Leute im Hohlweg könnten jetzt vorübergekommen sein, und er habe also höchste Zeit sich wieder auf die Beine zu machen und einen sicherern Zufluchtsort zu suchen, als er für den Augenblick gewählt hatte.

Aber kaum hatte er die Nase aus seiner Brombeerstaude hervorgestreckt, so öffnete sich die Friedhofthüre.

Er nahm also seinen bisherigen Posten wieder ein, obschon er sich über das, was herankam, beunruhigte.

Das Erste, was er sah, war ein Knabe im Chorhemd, der einen Weihkessel in der Hand trug.

Sodann das silberne Kreuz, von einem Mann getragen, der gleichfalls ein Chorhemd über seinen Kleidern hatte.

Hierauf der Priester, der die Todtengebete sang.

Nach dem Geistlichen eine Tragbahre, von vier Bauern getragen und mit einem weißen Tuch bedeckt, das mit grünen Zweigen und Blumenkränzen übersäet war.

Unter dem Tuch zeichnete sich die Form eines Sarges ab.

Einige Einwohner von Preciamont schritten hinter der Bahre einher.

Obschon ein solcher Aufzug in einem Friedhof ganz natürlich war und Thibault schon durch den Anblick eines offenen Grabes darauf vorbereitet sein mußte, so machte er doch einen tiefen Eindruck auf den Flüchtling, und wiewohl die geringste Bewegung seine Gegenwart verrathen und folglich seinen Untergang herbeiführen konnte, so beobachtete er doch mit unruhiger Neugierde den ganzen Verlauf der Ceremonie.

Als der Priester das Grab gesegnet hatte, das Thibault zuerst in die Augen gefallen war, stellten die Träger ihre Last auf ein nahes Grab.

Bei uns ist der Brauch, daß man eine junge Dirne, die in ihrem Glanz gestorben, eine junge Frau, die in ihrer Schönheit dahingeschieden ist, in ihrem Sarge, aber nur mit einem Tuch bedeckt, auf den Kirchhof führt.

Hier können die Freunde der Todten ein letztes Lebewohl sagen, die Verwandten ihr einen letzten Kuß geben.

Dann nagelt man den Deckel zu, und Alles ist vorbei.

Eine alte Frau, geleitet von Freundeshand, denn sie schien blind zu sein, trat heran, um der Todten einen letzten Kuß zu geben.

Die Träger hoben das Tuch auf, das ihr Gesicht bedeckte.

Thibault erkannte Agnelette.

Ein dumpfer Seufzer entrang sich seiner zer-

malmten Brust und verwischte sich mit den Thränen und dem Geschluchze der Anwesenden.

Agnelettes Gesicht erschien, trotz seiner Blässe, in der unaussprechlichen Ruhe des Todes noch schöner, als es zu ihren Lebzeiten unter seinem Diadem von Vergißmeinnichten und Maßlieben gewesen war.

Als Thibault die arme Dahingeschiedene erblickte, da schmolz das Eis seines Herzens.

Er bedachte, daß in Wirklichkeit er selbst dieses Kind getödtet habe, und sein Schmerz darüber war namenlos, weil wahr, und martervoll, weil er zum ersten Mal seit langer Zeit nicht mehr an sich, sondern an die Todte dachte.

Als er die Hammerschläge hörte, womit der Bahrdeckel zugenagelt wurde, als er die Steine und die Erde, welche der Todtengräber mit seiner Schaufel hinabwarf, mit dumpfem Getöse auf den Leib des einzigen Weibes, das er jemals geliebt hatte, fallen hörte, da ergriff ihn ein Schwindel; es war ihm, als ob die harten Steine das Fleisch Agnelettes, dieses vor wenigen Tagen so frische und schöne, und gestern noch so zuckende Fleisch zerquetschten, und er machte eine Bewegung, um über die Anwesenden herzufallen und ihnen diesen Leib zu entreißen, auf welchen er wenigstens im Tode ein Anrecht zu besitzen meinte, da er im Leben einem Andern gehört hatte.

Der Schmerz des Menschen bewältigte diese letzte Regung des wilden Thieres, das seinem Ende nahe war; unter dieser Wolfshaut lief ein Schauder hin; aus diesen blutigen Augen brachen Thränen hervor, und Thibault rief:

„Mein Gott, nimm mein Leben hin! ich gebe

es gerne, wenn ich damit das Leben dieses Weibes erkaufen kann, das ich getödtet habe."

Auf diese Worte folgte ein Geheul so schrecklicher Art, daß Alle, die es hörten, voll Angst entflohen.

Der Friedhof war verödet.

Aber beinahe im selben Augenblick kam die Meute, welche die Fährte des schwarzen Wolfes wieder aufgefunden hatte, über dasselbe Mäuerchen gesprungen, über welches Thibault hereingekommen war.

Hinter ihr erschien Herr Jean, schweißtriefend auf seinem von Schaum und Blut bedeckten Rosse.

Die Hunde liefen gerade auf das Gebüsch los und faßten an.

„Faß an! Faß an!" rief Herr Jean mit Donnerstimme, und ohne sich darum zu bekümmern, ob er Jemand von seinen Leuten zu seinem Schutz vor sich hatte, sprang er vom Pferd, zog sein Jagdmesser und stürzte mitten unter seinen Hunden auf die Gruft los.

Die Hunde rauften sich um eine noch ganz frische und blutende Wolfshaut, aber der Körper war verschwunden.

Es war ganz sicher die Haut des Währwolfs, den man gejagt hatte, denn mit Ausnahme eines einzigen weißen Haares war sie ganz schwarz.

Was war aus dem Körper geworden?

Niemand hat es je erfahren.

Nur glaubte man, da von diesem Augenblick an Thibault nicht mehr in der Gegend gesehen wurde, allgemein, der ehemalige Holzschuhmacher sei der Währwolf gewesen.

Da man ferner nur die Haut, aber den Körper

nicht gefunden hatte, und da der Priester versicherte, er habe von der Stelle her, wo man diese Haut aufgefunden, den oben angeführten Ausruf der Hingebung kommen gehört, so glaubte er auch versichern zu können, daß Thibault in Anbetracht seiner Hingebung und Reue gerettet worden sei.

Und was dieser Tradition ganz besonders Glauben verlieh, ist der Umstand, daß man bis zum Augenblick, wo die Klöster während der Revolution abgeschafft wurden, alljährlich an Agnelettes Todestag einen Prämonstreser Mönch aus dem eine halbe Stunde von Preciamont gelegenen Kloster von Bourg-Fontaine kommen und auf ihrem Grabe beten sah.

Dies die Geschichte des schwarzen Wolfes, so wie Mocquet, der Waldschütze meines Vaters, sie mir erzählt hat.

Ende.

